

2. Deutsche Sprache:

2.1. Einleitung:

Wir behandeln hier das Thema ‚Deutsche Sprache‘, weil wir in ihr ein Kulturgut ersten Ranges sehen. Die deutsche Sprache dient zunächst als Kommunikationsmittel, um Gedanken zu formulieren, Thesen zu begründen oder zu widerlegen und Informationen zur Verfügung zu stellen. Doch Sprache ist natürlich noch sehr viel mehr: So dient sie beispielsweise der Identifikationsstiftung innerhalb einer Gesellschaft oder Kulturgemeinschaft, vermittelt ein Gefühl von Geborgenheit und Heimat oder verleiht den unterschiedlichsten Gefühle in Werken der Weltliteratur einen eindrucksvollen Ausdruck. Jede große Kultursprache verfügt über ihre ganz eigenen, unverwechselbaren wie reichhaltigen Ausdrucksmöglichkeiten. Keine kann daher die andere ersetzen.

Allein diese kurze Einführung zeigt, wie wichtig der Erhalt und die Pflege einer bedeutenden Kultursprache sind. Leider wird die deutsche Sprache – insbesondere von vielen Deutschen selbst – misshandelt. Gerade Teile der gesellschaftlichen Eliten zeigen bedauerlicherweise häufig eine nicht zu akzeptierende Ignoranz gegenüber der Bedeutung der eigenen Muttersprache, so beispielsweise in der Wirtschafts- und Finanzwelt oder Wissenschaft. Viele bedenken dabei gar nicht, welchen Schaden sie damit der eigenen Gesellschaft, aber auch ihrem Unternehmen bzw. ihrer Hochschule und damit letztendlich sich selbst zufügen.

Ich selber bin aktives Mitglied im ‚Verein Deutsche Sprache e.V. (VDS)‘, weil dieser gemeinnützige Verein sich in vorbildlicher Weise für das Kulturgut ‚Deutsche Sprache‘ einsetzt. An dieser Stelle soll ausdrücklich klargelegt werden, dass wir uns zwar mit Nachdruck **für** die deutsche Sprache einsetzen, **ohne** jedoch andere, großartige Kultursprachen herabzusetzen. Keine Sprache kann eine andere ersetzen. Jede hält ihre ganz eigenen Ausdrucksmöglichkeiten bereit und dient damit der kulturellen Vielfalt, die es zu erhalten gilt.

Da dieses Thema – zumindest teilweise – hoch umstritten ist, soll es hier diskutiert werden. Es werden Beiträge aus der vom VDS herausgegebenen Zeitschrift – den ‚Sprachnachrichten‘ – sowie von anderen, einschließlich mir selbst, als Diskussionsgrundlagen vorgestellt. Nun sind alle zu einer sachlich-argumentativen Diskussion eingeladen, sei es, dass sie die hier geäußerten Befürchtungen teilen, ihren Sorgen sowie ihren Vorschlägen zur Verbesserung der derzeitigen Situation Ausdruck verleihen möchten, sei es, dass sie eine ganz andere Auffassung vertreten.

Es folgen als erstes ein von mir verfasster, fiktiver Dialog, dann Artikel aus den Sprachnachrichten und schließlich weitere Beiträge.

2.2. Fiktiver Dialog zur Deutschen Sprache:

Gespräche im Wartezimmer: Über Sprache und Kultur sowie Solidarität

Im Wartezimmer der Ärztin K. für traditionelle chinesische Medizin trifft Bürger B. auf den Linguisten L. und den Vorstandsvorsitzenden C. einer mittelgroßen Aktiengesellschaft. Bürger B. ist allerdings nicht als Patient gekommen, sondern nur weil er ein persönlich guter Bekannter der Ärztin ist und ihr lediglich einen spontanen Besuch abstatten wollte.

Bürger B.: Guten Tag die Herren.

Beide grüßen freundlich zurück. Ärztin K. hört, daß Herr B. sie überraschend besucht und tritt kurz ins Wartezimmer.

Ärztin K.: Hallo Herr B.. Welch eine Überraschung, daß Sie mich besuchen. Wie geht es Ihnen?

Bürger B.: Danke. Mir geht es gut. Aber ich sehe, Sie haben gerade viel zu tun. Ich will Sie nicht stören. Ich kann ja später noch einmal vorbeischaun.

Ärztin K.: Ja, im Augenblick habe ich wirklich wenig Zeit. Aber vielleicht wollen Sie hier warten. Sie können sich ja mit dem Linguisten L., der gerade promoviert hat und Herrn C., einem Vorstandsvorsitzendem einer Mobilfunkfirma etwas unterhalten.

An die Herren gewandt:

Ärztin K.: Natürlich nur, wenn es Ihnen recht ist.

Herr C.: Selbstverständlich. Sehr gerne sogar.

Herr L.: Auch ich habe nichts dagegen einzuwenden.

Bürger B.: Sehr schön. Wenn ich mich kurz vorstellen darf: Ich bin selbständig und betreibe ein privates Lehrinstitut, in welchem vor allem Schüler aber auch Erwachsene in den verschiedensten Fächern unterrichtet werden.

Herr C.: Sehr interessant. Und woher kennen Sie die Ärztin K.?

Bürger B.: Ich habe sie über eine Freundin kennengelernt.

Herr L.: Bei mir war es ähnlich; eine gute Bekannte hat mir Frau K. ans Herz gelegt.

Herr C.: Mir ist die Ärztin K. ebenfalls von einem Bekannten weiterempfohlen worden, der ihre Heilkünste sehr zu loben wußte. Ich habe Probleme mit dem Magen. Wahrscheinlich etwas zu viel Streß. Nun ja, in meiner Position hat man eben viel um die Ohren, ganz zu schweigen von der Verantwortung für die zahlreichen Mitarbeiter und natürlich die Aktionäre.

Bürger B.: Wie versuchen Sie mit dem ganzen Streß auf Dauer zurecht zu kommen?

Herr C.: Das ist in der Tat gar nicht so einfach. Da ich damit allerdings keineswegs allein konfrontiert bin, sondern dies viele Führungskräfte im höheren bis mittleren Management betrifft, haben wir uns in unserem Unternehmen einiges einfallen lassen, damit unsere Mitarbeiter Streß abbauen können und motiviert bleiben. Hierdurch wollen wir dem ‚Burn – out – Syndrom‘

begegnen, von dem immer wieder zu hören ist. Besonders gut gefallen mir in diesem Zusammenhang spezielle ‚Out – door – events‘ bei denen man sich im ‚Team‘ in der Natur bewähren muß. Es sind Aufgaben verschiedenster Art zu bewältigen, die natürlich vorher nicht bekannt sind. ‚Teamwork‘ ist dabei sehr wichtig; und dies ist auch im täglichen Geschäft überaus entscheidend. Darüber hinaus wird die ‚Corporate – Identity‘ in unserem Unternehmen gestärkt: Man ist Teil des ‚Teams‘ wie man Teil unserer ‚Company‘ ist. Das schweißt zusammen. Besonders gut hat mir bei der letzten Veranstaltung vor ein paar Wochen eine ‚Challenge‘ gefallen, wo wir uns bei starkem Regen durch zum Teil tiefen Morast haben durchkämpfen müssen. Das hatte was Animalisches. Danach fühlt man sich wie neugeboren. Einfach ‚back to the roots‘.

Bürger B.: Körperliche Betätigung ist sicherlich besonders für Menschen, die eine solche im Berufsalltag nicht vorfinden, etwas Erstrebenswertes, gar Befreiendes. Ich zum Beispiel fahre gerne mit dem Fahrrad durch die Natur oder gehe spazieren. Mir ist allerdings bei Ihren Ausführungen aufgefallen, daß Sie viele englische Wörter in einem deutschen Gespräch gebraucht haben. Hat das einen bestimmten Grund?

Herr C.: Das habe ich überhaupt nicht bemerkt. Aber Englisch ist ja **die** Weltsprache schlechthin. Gerade in der Wirtschaft spricht man ja praktisch nur noch Englisch oder verwendet zumindest englische Fachbegriffe. Gerade wir als internationale ‚Company‘ haben selbstverständlich auch in unserer deutschen Zentrale alle Geschäftsbereiche, Abteilungen, bis hin zu den einzelnen Positionen mit englischen Namen belegt. Deutsch ist etwas für zu Hause im privaten Gespräch. Das Englische hingegen für alles andere, insbesondere das Geschäftsleben. Da führt kein Weg dran vorbei. Je früher man das begreift, umso besser. Diese Meinung teilen auch viele führende Politiker, so unter anderem der baden – württembergische Ministerpräsident Herr Oe..

Bürger B.: Und was wird dann aus der klassischen deutschen Literatur oder der Philosophie im Land der ‚Dichter und Denker‘?

Herr C.: Na ja, Literatur und Philosophie von mir aus auch noch. Aber das ist doch nicht wirklich wichtig. Zumindest in der Literatur gibt es zur Zerstreuung nun wahrlich genug auch auf Englisch.

Bürger B.: Literatur ist nach Ihrer Meinung nur zur Zerstreuung gut?

Herr C.: Ja, wozu denn sonst noch? Irgendwelche Lebensweisheiten von vor ein paar hundert Jahren sind doch auf die heutige Situation kaum oder gar nicht mehr anwendbar. Wir leben doch in einer völlig anderen Welt. Wir müssen im Hier und Jetzt zurecht kommen.

Bürger B.: Aber das Hier und Jetzt hat doch eine Geschichte, nicht wahr?

Herr C.: Wie meinen Sie das?

Bürger B.: Wir sind doch nicht einfach im Hier und Jetzt. Es gibt immer eine Vergangenheit, welche die Gegenwart bestimmt. Denn alles Gegenwärtige hat eine Geschichte, die es zu dem gemacht hat, was es ist. Oder etwa nicht?

Herr C.: Natürlich.

Bürger B.: Wenn wir also das Hier und Jetzt verstehen wollen, müssen wir in die Vergangenheit schauen. Erst so sind wir in der Lage, die Gegenwart zu verstehen und sinnvoll Pläne für die Zukunft zu schmieden.

Herr C.: So allgemein wie Sie das hier sagen, stimmt das wohl. Aber was hat das mit dem zunehmenden Gebrauch des Englischen in Deutschland zu tun? Englisch ist doch ebenfalls eine Kultursprache von Rang und mit Geschichte, oder etwa nicht?

Bürger B.: Selbstverständlich ist Englisch eine solche Sprache. Daher denke ich, daß es auf jeden Fall sinnvoll ist, Englisch zu lernen. Worum es mir geht, ist aber folgender Umstand: Wir vermischen bei uns in zunehmendem Maße Deutsch mit Englisch zu einem teilweise furchtbaren sogenannten ‚Denglisch‘, d.h. wir sprechen und schreiben dann weder Deutsch noch Englisch. Ich will das an folgendem Beispiel ein wenig verdeutlichen: Man benutzt heute leider sehr oft den Begriff ‚hand out‘, wenn man ein Thesenpapier an Teilnehmer eines Seminars austeilte. Dieses englische Wort ist in einem auf Deutsch gehaltenen Vortrag nicht nur völlig überflüssig, weil es eben ein deutsches Wort dafür gibt, sondern sogar noch viel ungenauer. Denn bei einem ‚hand out‘ könnte es sich ja beispielsweise auch um belegte Schnittchen handeln, die man verteilt. Dem gegenüber ist der deutsche Begriff viel treffender. Oder sehen Sie das anders?

Herr C.: Nun gut, in diesem Fall mag das so sein. Was meinen Sie eigentlich dazu, Herr L.? Sie haben bisher noch gar nichts gesagt.

Herr L.: Nun ja, ich höre gerne erst einmal zu und analysiere das Gesagte nach wissenschaftlichen Kriterien.

Herr C.: Schön und gut. Aber nun heraus mit der Sprache: Wie stehen Sie zu den Thesen von Herrn B.. Sie haben doch in Linguistik gerade promoviert und müßten sich mit der Materie auskennen.

Herr L.: Gewiß doch. Ich denke, daß Sie – Herr B. – das Verständigungsproblem weit übertreiben. Denn in besagtem Beispiel würde allen Beteiligten völlig klar sein, daß es sich um ein Thesenpapier und nicht um belegte Schnittchen handelt, da Sprache immer im jeweiligen Kontext zu sehen ist.

Herr C.: Na da sehen Sie es, Herr B.! In der Praxis bestehen die von ihnen konstruierten Probleme in der Weise gar nicht.

Bürger B.: Das von mir aufgeführte Beispiel sollte ein prinzipielles Problem nur veranschaulichen, selbst wenn zugegebenermaßen niemand in der besagten Situation auf den Gedanken käme, daß nun belegt Schnittchen ausgeteilt werden würden. Ich will daher versuchen zu verdeutlichen, worauf es mir ankam: Wenn ich ein Thesenpapier in einem auf Deutsch gehaltenen Vortrag verteile, ist jener Begriff dem ‚hand out‘ vorzuziehen, weil es sich erstens um ein deutsches Wort handelt, welches zudem zweitens den Sachverhalt genauer trifft. Es gibt doch überhaupt keinen vernünftigen Grund für den Gebrauch dieses englischen Begriffes.

Herr L.: Mag sein, daß es keinen zwingenden Grund dafür gibt. Aber der Verständigung schadet es auch nicht. Im übrigen dient Sprache keineswegs nur der bloßen Verständigung, sondern man versucht mithilfe bestimmter Sprachcodes beispielsweise Gruppenidentifikationen herzustellen.

Bürger B.: Dem zuletzt Gesagten hinsichtlich der Identifikationsbedeutung mit und durch Sprache kann ich mich voll und ganz anschließen. An dem obigen Beispiel wird dies doch auch deutlich. Gäben wir das Deutsche in der Weise, wie es Herr C. sagte, auf, so verlören wir damit eine treffendere Ausdrucksmöglichkeit. Daher bedeutet die weitgehende Aufgabe einer Kultursprache wie des Deutschen einen ungeheueren Verlust von sprachlichen Differenzierungs- und damit letztlich von Denkmöglichkeiten. Gerade die Wissenschaft, die ja bekanntermaßen eine ganz entscheidende Grundlage unseres materiellen Wohlstandes darstellt, lebt vom Ideenreichtum sowie verschiedener, miteinander konkurrierender Herangehensweisen an ein Problem. Wenn man dies durch den generellen Gebrauch nur einer Sprache einschränkt, gibt man zugleich sehr viel mehr auf, als man auf den ersten Blick vielleicht meint. Sprache und Denken sind auf das Engste miteinander verknüpft. Sprache ist gewissermaßen geronnene Kultur. Sie ist in der Tat viel mehr als simple Informationsübermittlung und sogar noch mehr als ein Identifikationsinstrument.

Herr L.: Aber gerade in der Wissenschaft dominiert – ähnlich wie in der Wirtschaft – doch immer mehr das Englische. Dies hat unter anderem den Vorteil, daß man sich auf internationaler Ebene viel leichter verständigen kann.

Herr C.: Na sehen Sie, Herr B.! Genau was ich sage.

Bürger B.: Auf internationalen Kongressen ist dies sicherlich sinnvoll. Aber es kommt, wie bei allem, auf das Maß an. Wenn man auch in Deutschland teilweise wissenschaftlich nur noch auf Englisch publiziert und gar nicht mehr auf Deutsch, dann gibt man letztlich eine Kultursprache mit all ihren spezifischen Differenzierungsmöglichkeiten auf und verliert auf mittlere bis lange Sicht sehr viel dadurch, so wie ich es eben erwähnte. Denn auch für Engländer oder Amerikaner kann es durchaus sinnvoll sein, ein wenig die deutsche Sprache kennenzulernen, um ihren intellektuellen Horizont zu erweitern.

Herr L.: Aber es existieren doch hunderte wenn nicht gar tausende Sprachen. Die kann doch kein Mensch lernen.

Herr C.: Genauso ist es!

Bürger B.: Natürlich kann man bei weitem nicht alle lernen. Es geht mir darum, daß nicht nur **eine** Sprache alles dominiert. Auch hier ist das Maß entscheidend. Welche Bedeutung eine Sprache hat, hängt von vielen Faktoren ab, so zum Beispiel wie viele Menschen sie als Muttersprache sprechen, welche kulturell – historische Bedeutung sie hatte und hat, welche wirtschaftliche sowie politische Bedeutung das oder die Länder auf der Welt haben, in denen eine Sprache beheimatet ist. Wenn wir nun freiwillig eine nach diesen Kriterien so bedeutende Sprache wie das Deutsche vernachlässigen oder teilweise sogar aufgeben, dann ist der Verlust für die ganze Menschheit bedeutend und für uns selbst ganz immens.

Herr L. runzelt die Stirn, will aber erst einmal abwarten und Herrn C. das Gespräch mit Bürger B. überlassen.

Herr C.: Wie meinen Sie das?

Bürger B.: In welcher Sprache träumen Sie?

Herr C.: In Deutsch.

Bürger B.: In welcher Sprache sprechen Sie zu Hause mit Ihrer Familie?

Herr C.: Natürlich auch in Deutsch.

Bürger B.: Und wenn Sie sich Gefühle gedanklich vergegenwärtigen wollen, geschieht dies sicherlich ebenfalls in Ihrer Muttersprache Deutsch, nicht wahr?

Herr C.: Gewiß doch.

Bürger B.: Sie sehen allein schon anhand dieser alltäglichen Beispiele, wie viel mehr als lediglich simple Informationsübermittlung Sprache für den Menschen bedeutet. Sie ist geistige und vor allem gefühlsmäßige Heimat, in welcher wir zu uns selbst finden können. Wir verbringen so viel Zeit in und mit ihr, daß uns eine andere Sprache, die wir zum Beispiel nur im Geschäftsleben verwenden, niemals so vertraut sein kann, wie eben die Muttersprache. Sie bleibt uns immer zumindest ein wenig fremd. Deshalb nennen wir sie ja nicht zuletzt auch Fremdsprache, oder etwa nicht?

Herr C.: Na gut, von mir aus.

Bürger B.: Stellen wir uns nun irgendeine Firma in Deutschland vor, in der teilweise nur Englisch gesprochen wird, vornehmlich im mittleren und höheren Führungsbereich. Ansonsten wird Deutsch zwar nicht völlig abgeschafft, aber es werden viele englische Begriffe verwandt.

Herr C.: Das ist heute bei den meisten größeren Unternehmen durchaus üblich.

Bürger B.: Genau davon las ich schon des öfteren, aber Sie werden sich hinsichtlich dieser Praxis gewiß viel besser auskennen als ich.

Herr C.: Sicherlich.

Bürger B.: Gut. Treten hierdurch nicht bedeutende Verständigungsprobleme auf?

Herr C.: Wieso?

Bürger B.: Wenn sich beispielsweise der Werksmeister mit einem Ingenieur der Entwicklungsabteilung über ein Konstruktionsproblem auseinandersetzen will und selber bisher erst mühsam einige neue Begriffe auf Englisch gelernt hat, welche ihm dennoch nicht sicher von den Lippen gehen, wohingegen der Ingenieur alle seine Planungen ausschließlich in englischer Sprache formuliert, liegen dann gravierende Verständigungsprobleme nicht auf der Hand? Denn der Ingenieur muß nun alles wieder zurück ins Deutsche übersetzen, um sich seinem Gegenüber sinnvoll mitteilen zu können. Manchmal rutscht ihm dann doch wieder ein englischer Fachbegriff heraus und der Werksmeister muß nachfragen oder unterläßt es gar aus Scham. Könnten hierdurch nicht schwerwiegende Fehler verursacht werden?

Herr C.: Schon möglich.

Bürger B.: Wenden wir uns nun der sogenannten ‚Marketingabteilung‘ zu. Gerade in der Werbung finden sich englische Begriffe zuhauf bei uns. Dies liegt wahrscheinlich ganz wesentlich daran, daß in diesen Abteilungen äußerst viele englische Wörter benutzt werden. Welche Aufgabe hat denn eigentlich die Werbung?

Herr C.: Na was wohl? Produkte im Markt bekannt zu machen, die Kunden von den Vorzügen jener zu überzeugen und sie schließlich zum Kauf zu animieren. Was denn sonst?

Bürger B.: Genau so dachte ich mir das auch. Aber kennen Sie denn nicht viele neuere Studien, die sich gerade mit der Problematik der Werbung auf Englisch auseinandersetzen?

Herr C.: Von welchen sprechen Sie?

Bürger B.: Nun ja zum Beispiel von jener des Umfrageinstitutes A., das Sie sicherlich kennen werden.

Herr C.: Selbstverständlich ist mir jenes Institut gut bekannt.

Bürger B.: Fein. Also die Studie, die ich meine, belegt, daß viele Konsumenten, die gerade durch die englische Werbung angesprochen werden sollten, jene überhaupt gar nicht verstanden haben und sich teilweise sogar abgestoßen fühlten. Kann das der Sinn von Werbung sein?

Herr C.: Natürlich nicht!

Bürger B.: Aber warum entwerfen Menschen aus den Werbeabteilungen oder ‚Marketingfirmen‘ solche Werbung? Kann es nicht in erheblichem Maße daran liegen, daß sie selbst sehr viel nur noch auf Englisch abhandeln?

Herr C.: Vielleicht.

Bürger B.: Sie sehen also auch an diesem Beispiel wie schädlich es sein kann, sich nur auf das Englische zu beschränken.

Herr C.: Mag sein. Trotzdem ist die Entwicklung hin zum Englischen wohl kaum aufzuhalten. Da muß man sich eben anpassen.

Bürger B.: Aber wieso denn. Gerade anhand der besprochenen Beispiele wird doch ganz deutlich, daß ein Unternehmen in Deutschland besser daran täte, dieser Entwicklung eben nicht einfach zu folgen. Oder täusche ich mich da?

Herr C.: Von mir aus mag das in den von Ihnen genannten Beispielen so sein.

Herr L.: Wenn die Kunden der Werbeagenturen dies erkennen, dann steuern sie eben um. Dies ist in letzter Zeit auch mehrfach geschehen. So löst sich das Problem von selbst.

Bürger B.: Es ist zutreffend, daß Firmen darauf in der von Ihnen geschilderten Weise reagiert haben. Aber mußte es erst zu solchen Fehlentwicklungen kommen? Ich meine: Nein. Der Grund, daß es dazu dennoch kam, liegt an dem von mir vorhin Aufgeführten. Wenn man in seinem Tagesablauf in Deutschland nur noch Englisch spricht und schreibt, erhöht dies die Gefahr am Kunden in diesem Land vorbei zu denken.

Herr L.: Es mag sein, daß das von Ihnen soeben Vorgebrachte eine Rolle dabei gespielt hat. Aber ich sehe darin nach wie vor nicht eine wirklich ernsthafte Bedrohung. Abgesehen davon dient die Sprache nicht nur der Informationsübermittlung, sondern sie wird u.a. darüber hinaus auch als Identifikationsinstrument genutzt. So verwenden beispielsweise Jugendgruppen ganz bestimmte Ausdrücke, um sich von anderen abzugrenzen, insbesondere von der Erwachsenenwelt. Ebenfalls bieten heute Medien wie das Internet zahlreiche Ausdrucksmöglichkeiten für viel mehr Menschen als früher. Dadurch entsteht eine buntere Vielfalt, die Ausdruck einer demokratischen Gesellschaft ist. Das halte ich eher für einen Vor- als Nachteil.

Herr C.: Da sehen Sie es, Herr B.: Die von Ihnen dargelegten Probleme existieren in Wirklichkeit gar nicht!

Bürger B.: Das sehe ich anders. Zunächst muß festgehalten werden, daß bisher noch kein stichhaltiges Argument gegen meine vorhin formulierten Thesen vorgebracht worden ist. Aber nun will ich mich dem eben von Herrn L. Gesagten zuwenden. Zunächst gehe ich auf die Vielfalt ein: Quantität bedeutet nicht immer zugleich Qualität.

Herr L.: Wollen Sie etwa eine Qualitätsprüfung für öffentliche Äußerungen einführen?

Bürger B.: Nein, auf gar keinen Fall! Selbstverständlich dürfen auch die dümmsten Dinge öffentlich gesagt oder sonst wie dargeboten werden, soweit sie den gesetzlichen Rahmen nicht verletzen; ich denke z.B. an persönliche Beleidigungen oder Rufmord. Ich bin in der Hinsicht ein sehr liberal eingestellter Mensch. Nichtsdestotrotz sollten wir uns der Bewertung von Äußerungen nicht

entziehen, oder sehen Sie das anders Herr L.?

Herr L.: Nein, natürlich nicht.

Bürger B.: Sehr schön. Wir können also übereinstimmend festhalten, daß Vielfalt im oben skizzierten Rahmen selbstverständlich unabhängig von der Qualität der jeweiligen Darbietungen zwar erlaubt, aber nicht unbedingt vernünftig sein muß, nicht wahr?

Herr L.: Von mir aus. Aber wer soll die Qualität denn bewerten? Soll etwa nur das gut sein, was Sie dafür halten?

Bürger B.: Es kommt zunächst einmal nicht darauf an, wer etwas sagt, sondern was und wie er es begründet. Daher war Ihre letzte Äußerung unsachlich. Nur Argumente sollten in einem rationalen Diskurs als Qualitätsmaßstab gelten. Können wir uns darauf verständigen?

Herr L. wirkt etwas verlegen, weil ihm bewußt wird, wie dumm und unangebracht sein letzter Einwand war. Er nickt kurz Bürger B. zu, der daraufhin fortfährt.

Bürger B.: Gut. Ich begrüße als Demokrat selbstverständlich alle Möglichkeiten der freien Meinungsäußerung und trete hiermit nachdrücklich für deren Erhalt oder sogar Ausbau ein. Das enthebt uns alle aber nicht der Bewertung dessen, was geäußert wird. Wenn beispielsweise irgendwelcher astrologischer oder sonst welcher esoterischer Unsinn, der nachweislich einer wissenschaftlichen Nachprüfung nicht standhält, verbreitet wird, so muß man solches dann eben auch als das, was es ist, qualifizieren und darf es nicht einfach bei einer Beschreibung der Tatsache als solcher belassen. Noch deutlicher trifft dies auf politische Wirrköpfe zu, welche die Demokratie als solche infrage stellen. Man hat die Pflicht als vernünftiges Individuum, dem mit Argumenten entgegenzutreten. Denn wer sich nur auf die Position des neutral Beschreibenden zurückzieht, ignoriert sowohl seine Pflichten als Bürger eines Gemeinwesens als auch diejenigen eines vernunftbegabten Wesens. Sie sehen also, Herr L., daß zwar die Möglichkeit von Meinungsvielfalt zu begrüßen ist. Damit ist aber noch nichts über die jeweilige Qualität einer Äußerung gesagt. Die schlichte Feststellung, daß das Internet vielen ein Forum ihrer Ideen und Ansichten bietet, bedeutet also nicht, daß alles, was dort zu finden auch hilfreich und vernünftig ist, unbeschadet der prinzipiell zu begrüßenden Tatsache der Möglichkeit einer freien Meinungsäußerung. Oder sehen Sie das anders, Herr L.?

Herr L.: Nein, dem will ich auch gar nicht widersprechen. Aber ich sprach vorhin davon, daß sich Sprache eben keineswegs auf bloße Informationsübermittlung reduzieren lasse, sondern darüber hinaus u.a. der Gruppenidentifikation diene.

Bürger B.: Da stimme ich mit Ihnen überein. Ich wollte sowieso darauf eingehen. Wenn Sprache also ebenfalls der Identifikation von Gruppen dient, dann gilt dies doch notwendig ebenso für Nationen. Denn Demokratie bedeutet ‚Volksherrschaft‘. Es muß also ein Volk sich als solches verstehen, um eine gedeihliche Gemeinschaft zu bilden. Neben der Informationsübermittlung, die selbstverständlich unbedingt notwendig für das Zustandekommen einer Verständigung ist, kommt der Sprache darüber hinaus eben auch genau diese gemeinschaftsbildende Funktion zu. Dabei spielen Geschichte und Kultur eine entscheidende Rolle.

Nun mischt sich Herr C. wieder in die Diskussion ein, da er sich nur sehr ungern auf die Rolle eines bloßen Zuhörers beschränkt sieht. Herr L. ist hingegen im Moment durchaus erleichtert, daß Herr C. das Wort ergreift.

Herr C.: Erklären Sie mir, was Sie mit damit genau meinen.

Bürger B.: Gerne. Fühlen Sie sich als Deutscher?

Herr C.: Sicher.

Bürger B.: Warum?

Herr C.: Ich bin hier geboren und aufgewachsen. Meine Familie und ich leben hier. Nicht zuletzt haben wir alle einen deutschen Paß und sind damit deutsche Staatsbürger.

Bürger B.: Das bedeutet aber wohl auch, daß Sie von Kindes Beinen an sehr stark von der deutschen Kultur, ihren Sitten, Gebräuchen und Traditionen geprägt worden sind, wobei dies in deutscher Sprache geschehen ist. Oder etwa nicht?

Herr C.: Natürlich.

Bürger B.: Die jeweilige Kultur, in welcher man aufwächst, ist aber doch nicht gleichzeitig mit der Geburt des einzelnen ebenfalls erst auf die Welt gekommen, nicht wahr?

Herr C.: Wie genau meinen Sie das?

Bürger B.: Wir haben doch vorhin im Gespräch schon geklärt, daß das Hier und Jetzt nicht einfach so da ist, sondern eine Geschichte haben **muß**. Daher sind Sitten, Gebräuche, Traditionen sowie nicht zuletzt die Sprache Produkte einer langen Entwicklungsgeschichte, welche unser Denken und Fühlen während unseres Heranwachsens und später im Leben prägen. Ist es nicht so?

Herr C.: Ja schon.

Bürger B.: Je genauer man diese Geschichte kennt, um so mehr ist man in der Lage, sie auch für sich selbst zu interpretieren, indem man sich viel bewußter darüber wird, woher man kommt und warum man so fühlt und denkt, wie man es eben tut. Durch den wohl reflektierten Umgang mit Geschichte lernt man also nicht zuletzt sich selbst viel besser kennen. Durch das Wissen um seine eigenen Wurzeln, seine Herkunft erlangt man überhaupt erst einen kritisch reflektierten Standpunkt, von dem aus man dann einen vernünftig durchdachten Standpunkt einnehmen kann, ohne weder in Dogmatismus zu verfallen oder aber, im Gegenteil dazu, wie ein Blatt im Wind – den Moden des Augenblicks ausgeliefert – mal hierhin, mal dorthin geweht zu werden und sich in Beliebigkeit verliert. Ohne das Finden eines solchen Standpunktes laufen wir Gefahr, nur noch Getriebene zu sein, nicht fähig, wirklich selbstbestimmt leben zu können, bar jeglicher Erinnerung, verloren und selbstvergessen im Strom Lethe treibend. Dies wußte schon Goethe vor ungefähr zweihundert Jahren wie folgt auszudrücken:

„Wer nicht von dreitausend Jahren
Sich weiß Rechenschaft zu geben,
Bleib im Dunkeln unerfahren,
Mag von Tag zu Tage leben.“

Dieses Leben nur von Tag zu Tag ziemt vielleicht dem Vieh auf der Weide, das unreflektiert sein Graß frißt und verdaut, aber dem Menschen ist es doch wohl kaum angemessen, nicht wahr?

Herr C.: Das war mir jetzt irgendwie viel zu philosophisch. Und mit dem Vieh laß ich mich nun wirklich nicht auf eine Stufe stellen.

Bürger B.: Ich wollte Sie auf keine Stufe mit dem Vieh stellen. Es stellt sich mir nur die Frage, inwieweit Sie das selber durch Ihr Verhalten tun.

Herr C.: Also ich darf doch wohl sehr bitten. Nun werden Sie nicht unverschämt.

Bürger B.: Mir liegt wirklich nichts daran, Sie zu beleidigen. Nur versuchen wir doch einmal gemeinsam herauszufinden, ob die von mir vorgebrachten Argumente stimmen oder nicht. Ich hoffe, Sie haben keine Angst vor einem solchen Gespräch?

Herr C.: Ich und Angst vor einem Gespräch? Keineswegs!

Bürger B.: Sehr schön. Was meinten Sie eben mit der Bemerkung, daß meine Ausführungen viel zu philosophisch seien?

Herr C.: Na ja, irgendwie zu abgehoben.

Bürger B.: Was immer Sie damit meinen mögen. Aber sind meine Äußerungen Ihrer Meinung nach an irgendeiner Stelle nicht zutreffend?

Herr C.: Wenn Sie das so allgemein sehen, kann ich im Moment nichts dagegen ins Feld führen.

Bürger B.: Also stimmt es nun, was ich gesagt habe oder nicht?

Herr C.: Wenn Sie mich so fragen, kann ich dem von Ihnen Gesagten nicht widersprechen.

Bürger B.: Solange keine Argumente gegen eine wohl begründete These sprechen, sollten wir sie doch für brauchbar ansehen und auf ihr weiter aufbauen. Zumindest solange sie nicht widerlegt oder aber zum Beispiel durch Ergänzungen verbessert wird, nicht wahr?

Herr C.: Von mir aus.

Bürger B.: Gut. Für den Zusammenhalt einer Gesellschaft sind doch gemeinsame Werte ganz entscheidend?

Herr C.: Welche meinen Sie genau?

Bürger B.: Wenn ich das am Beispiel Deutschlands festmache, dann denke ich an Demokratie, Rechtsstaat, Solidarität mit unverschuldet in Not geratenen Menschen und Freiheit verbunden mit Selbstverantwortung für das eigene Handeln. Darauf gründet nach meinem Verständnis die Menschenwürde bzw. läßt sie erst real werden.

Herr C.: Alles, was Sie sagen, stimmt wohl, aber das gilt doch nicht nur für Deutschland.

Bürger B.: Nein, natürlich nicht. Dies sind historisch gesehen spezifisch europäische Werte, wobei einzelne dieser Werte selbstverständlich auch in anderen Kulturen anzutreffen sind. Und Deutschland ist ein Teil dieser europäischen Kultur. Obgleich also unser europäisches Verständnis von Menschenwürde entscheidend durch antike Philosophie, Christentum und Aufklärung geprägt worden ist, so gibt es zwischen den nationalen Kulturen – trotz dieser gemeinsamen Grundlage – auch Unterschiede, die nicht zuletzt durch die verschiedenen Sprachen ihren Ausdruck finden.

Herr C.: Schön und gut. Aber was sagt uns das jetzt?

Bürger B.: Ich fragte Sie doch vorhin, ob Sie sich als Deutscher fühlten?

Herr C.: So ist es.

Bürger B.: Sie bejahten die Frage. Und im Verlauf des Gesprächs konnten wir zumindest ein wenig klären, was darunter zu verstehen ist, sich als Deutscher zu fühlen und zwar indem wir einen Blick zurück auf die Geschichte warfen, nicht wahr?

Herr C.: Von mir aus.

Bürger B.: Somit bedeutet der kulturelle Ort, an dem wir aufgewachsen sind, Heimat für uns. Wir leben nicht zuletzt auch von vielen Erinnerungen aus dieser Zeit, die uns ganz entscheidend geprägt und damit zu dem gemacht haben, was wir sind. Bei der Identitätssuche – also bei der Suche nach unseren eigenen Wurzeln – sind wir auf diese historische Besinnung angewiesen, um uns überhaupt unserer selbst bewußt zu werden. Ohne unsere Geschichte sind wir nicht wir selbst.

Herr C.: Gut. Das stimmt wohl. Aber ich kann doch meine Heimat wechseln und woanders eine neue finden?

Bürger B.: Gewiß. Aber die alte bleibt immer ein Teil von Ihnen.

Herr C.: Das ist nicht zu leugnen.

Bürger B.: Schauen wir uns nun nochmals die Frage nach den Werten, die eine Gesellschaft wie die unsrige zusammenhalten, näher an. Nehmen wir beispielsweise den Wert der Solidarität mit unverschuldet in Not geratenen Menschen: Wenn dieser Wert völlig wegbricht, kann dann eine Gesellschaft überhaupt noch weiter existieren?

Herr C.: Wohl kaum.

Bürger B.: Das sehe ich auch so. Jedenfalls kann ich mir das nur sehr schwer vorstellen. Und leben wollte ich in einer solchen auf keinen Fall.

Herr C.: Ich ebenfalls nicht. Allein wenn man einmal an die dann wohl extrem hohe Kriminalität denkt. Sehr viele Menschen, die nicht genug zum Überleben hätten, würden andere berauben. Man wäre seines Eigentums nicht mehr sicher. Mord und Totschlag griffen wohl verstärkt um sich.

Bürger B.: Dies wird wahrscheinlich eines der Resultate sein, das in einer derartigen ‚Gesellschaft‘ – wenn man von einer solchen dann überhaupt noch sprechen kann – zu beobachten wäre.

Herr C.: Mit Sicherheit!

Bürger B.: Wenn wir unsere Welt, wie sie zur Zeit ist, nun einmal genauer betrachten, dann können wir leicht feststellen, daß das Ausmaß der geleisteten Solidarität, bezogen auf staatliche Leistungen, aus unterschiedlichen Gründen sehr verschieden ist, nicht wahr?

Herr C.: Sicher doch. Viele Länder sind wirtschaftlich überhaupt gar nicht in der Lage dazu, vor allem, wenn Sie sich mal Afrika anschauen.

Bürger B.: So ist es wohl. Wir hier in Deutschland beispielsweise leben auf einem sehr hohen materiellen Niveau. Wir können und wollen uns – zumindest im Moment noch – ein hohes Maß an staatlich garantierter Solidarität leisten.

Herr C.: Dafür zahle ich auch eine Menge Steuern!

Bürger B.: Das ist gewiß sehr lobenswert. Denn ohne die vielen gutverdienenden Menschen in diesem Land wären schließlich unsere Sozialsysteme nicht überlebensfähig.

Herr C.: Ganz genau! So etwas höre ich viel zu selten!

Bürger B.: Das mag schon sein. Fahren wir nun weiter fort und rufen uns noch einmal ins Gedächtnis, warum es diese Solidarität bei uns gibt: Zunächst sind wir – jedenfalls im Augenblick noch – wirtschaftlich dazu in der Lage. Desweiteren wollen wir jene gewährleisten, sowohl aus moralischem Empfinden heraus als auch um der Sicherheit willen, oder sehen Sie das anders?

Herr C.: Nein. Genauso so wird es sein.

Bürger B.: Warum leisten wir diese Solidarität denn vornehmlich nur gegenüber den deutschen Bürgern?

Herr C.: Aber wieso sagen Sie denn so etwas? Wir sind doch bekanntermaßen Spendenweltmeister!

Bürger B.: Das mag schon stimmen. Aber dennoch leisten wir – wenn man sich die Zahlen vor Augen führt – die ganz überwiegende Solidarität mit unseren Mitbürgern. Verglichen damit ist die internationale Solidarität sehr gering, trotz Privatspenden, Entwicklungshilfe und dergleichen mehr.

Herr C.: Gut, wenn Sie das so sehen, sicherlich. Aber wir können ja schließlich nicht die ganze Welt beglücken.

Bürger B.: Wohl kaum. Aber führen wir den Gedanken noch ein wenig weiter fort. Wenn jemand nun die Frage stellte, warum die staatliche Solidarität anstatt vor allem national, nicht stattdessen weltweit organisiert werden sollte, so daß die Abgaben der Wohlhabenden auf dem gesamten Globus gleichmäßig an die Bedürftigen verteilt werden würden. Wie reagierten auf einen solchen Vorschlag wohl beispielsweise die Bürger in Deutschland?

Herr C.: Na wie wohl, natürlich ablehnend. Wir können doch nicht alle auf diesem Globus durchfüttern!

Bürger B.: Der andere könnte nun aber einwenden, daß dies ja auch keineswegs der Fall wäre, da die Wohlhabenden aller Länder zu dieser Solidarität herangezogen würden.

Herr C.: Von mir aus. Aber dann müßten diese Wohlhabenden so viel zahlen, daß sie selber kaum noch etwas für sich übrig behalten könnten.

Bürger B.: Dem könnte jener mit dem Argument entgegentreten, daß man sich darauf verständigte, die Wohlhabenden nicht mehr als bisher zu belasten und die Summe, die dabei zustande käme, eben weltweit zu verteilen.

Herr C.: Gut. Wenn ich nicht mehr zahlen müßte. Von mir aus.

Bürger B.: Glauben Sie denn, daß es dafür in Deutschland eine Mehrheit gäbe?

Herr C.: Natürlich nicht! Dadurch würden ja die Empfänger staatlicher Leistungen viel weniger als zurzeit erhalten, weil die Bedürftigkeit in den meisten Ländern höher oder sogar wesentlich höher als in Deutschland ist.

Bürger B.: Das ist in der Tat so. Nun frage ich aber nochmals Sie selbst, ob Sie wirklich als Wohlhabender der weltweiten Verteilung zustimmen würden, auch wenn sie nicht mehr zahlen müßten? Erinnern Sie sich denn nicht mehr an das von Ihnen kurz zuvor Gesagte?

Herr C.: Was meinen Sie?

Bürger B.: Sie vertraten eben doch die Auffassung, daß bei keiner oder zumindest deutlich verminderter Solidarität eine Gesellschaft Gefahr läuft, ihren Zusammenhalt zu verlieren und dadurch nicht zuletzt die Kriminalität stiege, wovon dann eben auch die Wohlhabenden sehr negativ betroffen werden würden, nicht wahr?

Herr C.: Ich erinnere mich.

Bürger B.: Also würden Sie letztlich einem solchen Vorschlag der weltweit organisierten Solidarität wohl Ihre Zustimmung verweigern, oder sehe ich das falsch?

Herr C.: Wenn ich so darüber nachdenke, haben Sie wohl recht. Man fühlt sich ja auch seinen Landsleuten schon irgendwie näher als anderen.

Bürger B.: Genau so denken wahrscheinlich fast alle Menschen auf dieser Erde. Woher kommt wohl diese Geisteshaltung?

Herr C.: Ja, so genau weiß ich das nicht. Was meinen Sie denn?

Bürger B.: Wir kommen nun wieder auf den Anfang unseres Gespräches zurück.

Herr C.: Wieso?

Bürger B.: Ich meine die gemeinsame Geschichte, welche die Bevölkerung eines Nationalstaates miteinander teilt. Zumindest wenn dieser Staat eine solche hat und beispielsweise nicht ein willkürliches Kunstprodukt ist, wie wir dies beispielsweise heute in Afrika feststellen müssen, wo die Ländergrenzen von den ehemaligen Kolonialmächten ohne Rücksicht auf die ansässige Bevölkerung gezogen worden sind. Hierin liegt eine wichtige Ursache vieler Spannungen und Konflikte, eben weil man der Geschichte keine Beachtung geschenkt hat.

Herr C.: Das mag so sein. Aber was hat das alles mit uns und vor allem mit dem Ihrer Meinung nach zu häufigen Gebrauch des Englischen in Deutschland zu tun?

Bürger B.: Ist Ihnen das denn wirklich noch nicht klar geworden?

Herr C.: Nein! Nun sagen Sie schon, wie Sie das meinen!

Bürger B.: Es ist doch aus dem bisher Gesagten deutlich geworden, wie wichtig der Zusammenhalt unter den Mitgliedern einer Gesellschaft ist, nicht wahr?

Herr C.: Sicher.

Bürger B.: Ein derartiges Zusammengehörigkeitsgefühl ist ganz entscheidend für die Motivation, Solidarität zu üben. Denn Sie sagten eben selber, daß Ihnen die eigenen Landsleute gefühlsmäßig näher stünden als andere.

Herr C.: Ja.

Bürger B.: Und dieses Zusammengehörigkeitsgefühl findet seine entscheidende Grundlage in der gemeinsamen Geschichte, in welcher Werte, Traditionen und Gebräuche sich entwickelt haben, um dann weitergegeben zu werden. Oder etwa nicht?

Herr C.: So wird es wohl sein.

Bürger B.: Ganz entscheidend geprägt wird die Kultur durch die Sprache: Durch sie entsteht sie erst ganz wesentlich und wird weitergegeben. Poetisch kann man es auch wie folgt ausdrücken: Die Sprache ist die Seele eines Volkes.

Herr C.: Nun ja, dem kann ich nicht widersprechen. Jetzt wird mir klar, worauf Sie hinaus wollen: Die Sprache als entscheidender Kulturträger, die Grundlage jeder stabilen Gesellschaft.

Bürger B.: Ganz genau. Mich freut, daß Sie nun anscheinend verstanden haben, worauf ich die ganze Zeit hinaus wollte.

Herr C.: Gut und schön. Aber dann erklären Sie mir doch, warum gerade die jungen Menschen das Englische so sehr bevorzugen? Das kann doch nicht alles an den ‚bösen‘ Werbemenschen oder den Managern liegen.

Bürger B.: Alles wohl nicht. Aber einiges doch wohl. Sie kennen sicher das Sprichwort: „Der Fisch stinkt vom Kopf her.“ Damit will ich sagen, daß den Eliten eines Landes, seien sie in der Wirtschaft, der Wissenschaft, den Medien oder der Politik, eine entscheidende Rolle zukommt, weil sie neben ihrer konkreten gestalterischen Macht in ihrem engeren Umfeld auch eine Vorbildfunktion innehaben. Sie können sich da nicht aus der Verantwortung stellen. Sie sollten sich zunächst einmal die hier besprochenen Zusammenhänge vor Augen führen, um dann ihr Verhalten entsprechend zu ändern, oder sehen Sie das anders?

Herr C.: Meinetwegen. Aber das ist doch nicht allein der Grund für das Vordringen des Englischen in unseren Alltag.

Bürger B.: Darin stimme ich mit Ihnen durchaus überein. Mir war es dennoch wichtig, die Verantwortung der Eliten nicht in Vergessenheit geraten zu lassen. Nun wenden wir uns also den vielen jungen Menschen zu, die derart sorglos mit ihrer Muttersprache umgehen. Neben der Rolle der Vorbilder ist ein wichtiger Grund wohl die Gedankenlosigkeit der meisten, die einfach nur nachplappern, was sie im Alltag hören oder lesen.

Herr C.: Das mag wohl so sein. Trotzdem tragen sie für ihr Verhalten doch auch ein gewisses Maß an Eigenverantwortung, oder sehen Sie das anders?

Bürger B.: Nein, das sehe ich ganz genauso. Denn unreflektiertes Nachplappern und das naive Nachäffen aktueller Moden, ohne sich eigene Gedanken über sein Tun zu machen, kann man nicht einfach ausschließlich auf falsche Vorbilder abschieben. Das Verhalten so vieler Menschen hinsichtlich des Gebrauches der eigenen Sprache in Deutschland werde ich durchaus drastisch als Verrat an der eigenen Kultur und damit letztlich an sich selbst, weil man ja ebenfalls seine eigenen Wurzeln ein Stück weit verleugnet. Wenn man derart geringschätzig mit der eigenen Sprache und Geschichte umgeht, darf man sich nicht wundern, wenn andere einem selbst und seiner Kultur wenig abgewinnen können, ja sie vielleicht sogar verachten. Wie soll eine Gesellschaft, die in zunehmendem Maße immerfort die eigenen Grundlagen mißachtet und sich einer solch gravierenden Selbstvergessenheit hingibt, weiter existieren? Sie wird durch gedankenlose Selbstzerstörung untergehen.

Herr C.: Das sind aber starke Worte. Meinen Sie nicht, daß Sie da übertreiben?

Bürger B.: Das mag vielleicht sein. Ich hoffe zumindest auf ein schrittweises Umdenken und zwar bei allen. Ansonsten habe ich allerdings wenig Hoffnung für unsere deutsche Kultur. Und dies wird unweigerlich den Zusammenhalt in unserer Gesellschaft stark beeinträchtigen und schließlich womöglich ganz zerstören. Wollen Sie nach unserem Gespräch nicht auch selbst Konsequenzen ziehen, zum Beispiel in dem Unternehmen, dem Sie vorstehen?

Herr C.: Wie stellen Sie sich das vor? Nur aufgrund irgendwelcher philosophisch abgehobener Gedanken kann ich doch nicht alles umkrempeln!

Bürger B.: Aber wir haben doch vorhin festgestellt, daß die bisher entwickelten Thesen in sich schlüssig sind und daher solange unser Handeln vernünftigerweise bestimmen sollten, bis sie entweder widerlegt oder durch bessere ersetzt werden, oder sehen Sie das anders?

Herr C.: Ach wissen Sie, ich habe im Moment zwar keine Gegenargumente gegen Ihre Ausführungen, aber trotzdem werde ich nichts ändern! Solche Gedankenspiele mögen manchmal ganz unterhaltend sein. Deshalb muß man ja nicht gleich alles anders machen.

Bürger B.: Wie Sie sich denken können, stimme ich damit überhaupt nicht überein. Ich will aber nicht missionieren. Wenn Sie sich Argumenten verschließen wollen, ist das Ihre Sache. Schade, daß wir hier wohl nicht weiterkommen. Und wie stehen Sie zu dem Gesagten, Herr L.? Sie haben sich die ganze Zeit völlig zurückgehalten.

Herr L.: Ich habe interessiert zugehört. Mich, als Linguist, interessiert mehr, wie Sprachen beschaffen sind und wie sie sich entwickeln. Wertungen sind eher nicht meine Sache. Etwas möchte ich gegen Ihre Ausführungen aber dennoch anbringen: Kultur und Sprache sind nichts für immer fest Gefügtes, sondern ständig Veränderungen unterworfen, so daß mir Ihre Sicht der Dinge als zu statisch vorkommt. Kultur und Sprache befinden sich im Fluß und sollten nicht – wie Sie es an einer Stelle ausdrückten – etwas Geronnenes sein.

Bürger B.: Natürlich unterliegen Sprache wie Kultur einem ständigen Veränderungsprozeß. Die Frage ist nur, in welche Richtung und in welchem Ausmaß sie sich verändern. Wenn ich von Sprache als geronnener Kultur spreche, so meine ich im Grunde das Gleiche wie der vorhin von mir zitierte Goethe, welcher die Sprache als Seele eines Volkes bezeichnete. Obwohl sich Sprache und Kultur ständig wandeln und gegenseitig beeinflussen, so haben wir es in der jeweiligen Gegenwart immer mit etwas Vorhandenem zu tun, welches wir zunächst als Gegebenes betrachten müssen. Denn auch etwas sich Wandelndes existiert für unsere Vernunft erst einmal. Denn wir können als Menschen nicht etwas begreifen, das nicht **ist**. Andererseits wandelt sich die Welt andauernd. Beides zusammen sind wir nicht in der Lage völlig miteinander zu vereinbaren. Wir befinden uns immer in einem Spannungsverhältnis zwischen eleatischem Sein und heraklitischem Werden.

Herr L.: Das war mir jetzt viel zu philosophisch.

Herr C.: Mir geht es genauso.

Bürger B.: Nun gut. Dann versuche ich es für Sie verständlicher zu erklären. Die eleatische wie die heraklitische Philosophie stammen beide aus der vorsokratischen Epoche im alten Griechenland. Erstere konstatierte, daß es in Wahrheit nur ein unveränderliches Sein gebe und alle Bewegung nur Täuschung sei, wohingegen Heraklit davon ausging, daß sich alles Sein im ständigen Wandel befinde und es nichts Beständiges außer eben diesen Wandel gebe, welcher aber gesetzmäßig ablaufe.

Herr L.: Da scheint mir Heraklit aber eher die Wahrheit getroffen zu haben.

Herr C.: Ja, genau!

Bürger B.: Nun ja, ich denke beide Positionen haben etwas für sich, auch wenn sie sich diametral entgegensetzen scheinen. Denn, wie eben schon ausgeführt, müssen wir als Menschen neben dem Wandel auch ein Sein mitdenken. Schauen wir uns einmal die Begriffe Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft an: Erstere umfaßt alles, was vor dem Jetzt einmal war, letztere alles, was sein wird. Die Gegenwart schrumpft dann aber zu einer unendlich kleinen Größe zusammen, d.h. beispielsweise daß wir waren und womöglich sein werden, aber niemals **sind**! Dennoch gehen wir selbstverständlich davon aus, daß wir existieren. Nur unser logischer Verstand verfängt sich hier in Widersprüche, aus denen er nicht herausfindet. Was ich damit zeigen wollte, ist das oben beschriebene Dilemma für unsere Vernunft. So viel zum grundsätzlich Philosophischen, das ich hier natürlich nur sehr grob andeuten konnte. Nun noch einmal zurück zu unserem Thema: Obwohl Sprache einer ständigen Veränderung unterworfen ist, so ist sie für uns immer auch etwas gerade Seiendes mit ganz spezifischen Eigenschaften. Dies muß auch so sein, da wir uns ansonsten überhaupt gar nicht verständigen könnten. Wenn z.B. ein Tisch im nächsten Moment etwas völlig anderes bedeutete als bisher, wäre jegliche Verständigung unmöglich. Das gleiche gilt für die identitätsstiftende Bedeutung der Sprache, wie Sie es vorhin einmal ausführten, Herr L.: Sie kann nur diese Funktion innehaben, wenn sie zumindest für eine gewisse Zeit für die Gruppe, für die sie eben jene Funktion neben der bloßen Verständigung hat, etwas Beständiges besitzt. Ansonsten bestünde die Möglichkeit einer derartigen Funktion der Sprache gar nicht, oder sehen Sie das anders?

Herr L.: Nun gut, das mag so sein. Aber sind Sie denn, um noch einmal ganz konkret zu werden, grundsätzlich gegen die Verwendung von Anglizismen im Deutschen?

Bürger B.: Nein, natürlich nicht! Es geht mir nur darum, ob in einem bestimmten Fall ein Wort aus einer anderen Sprache eine wirkliche Bereicherung darstellt oder nicht. Wenn ersteres der Fall ist, heiße ich es natürlich gut. Aber wir haben im Laufe unserer Diskussion einige Beispiele kennengelernt, bei denen dies nicht der Fall war, sondern ganz im Gegenteil, die englischen Bezeichnungen viel ungenauer waren. Ein weiterer Aspekt kommt hinzu: Das Maß der Übernahme von Worten aus dem Englischen. Wenn unsere deutsche Sprache in kurzer Zeit mit zu vielen Worten aus dem Englischen geradezu überflutet wird, dann verlieren wir ein Stück weit unser Identitätsgefühl, denn die Fülle solcher Begriffe kann nicht mehr wirklich integriert werden. Sie bilden dann zu viele Fremdkörper die eine Sprache dann sogar zersetzen können. Wie bei allem gilt es, das richtige Maß anzustreben und Übertreibungen zu vermeiden. Denn ansonsten geht jene identitätsstiftende Wirkung der Sprache verloren. Wir verkaufen dann – um noch einmal Goethe aufzugreifen – unsere Seele. Und daß es hinreichend Beispiele für derartige Übertreibungen und Fehlentwicklungen in Deutschland gibt, habe ich in unserer Diskussion hinreichend deutlich machen können einschließlich einiger ganz konkreter Probleme die sich bereits daraus ergeben haben sowie welcher, die sich anbahnen. Und, soweit ich mich erinnere, konnten Sie dies bisher nicht argumentativ entkräften.

Herr L.: Nun ja, wie auch immer. Ich beschränke mich doch lieber auf die wissenschaftliche Beobachtung der Vorgänge um die Sprache und halte mich mit Wertungen zurück.

Herr C.: Ich bin für die unternehmerische Praxis zuständig und kümmere mich nicht um irgendwelche philosophische Spekulationen.

Bürger B.: Das ist Ihre Entscheidung. Aber Sie vergessen dabei Ihre Verpflichtungen gegenüber unserem Gemeinwesen hinsichtlich der kulturellen Grundlagen. Denn die Wirtschaft lebt von Voraussetzungen, die sie selber nicht alleine schaffen kann. Und Ihnen als Linguist muß ich vorhalten, daß Sie sich ganz besonders aus der Verantwortung stehlen und versuchen, dies pseudo-

wissenschaftlich zu bemänteln. Sicher muß man zunächst einmal möglichst objektiv einen Sachverhalt beobachten. Aber danach kann und muß man werten, auch in wissenschaftlicher Hinsicht, aber noch viel mehr als Mensch und Bürger einer Gesellschaft, für die man schließlich Verantwortung trägt. Und gerade Sie als Wissenschaftler werden von dieser Gemeinschaft über Steuern bezahlt. Sie müssen sich dann schon in mehrfacher Hinsicht fragen lassen, was Sie zurückgeben.

Herr L. und Herr C. sind zunächst sprachlos ob der harschen Vorwürfe von Herrn B., weil Ihnen spontan keine vernünftige Erwiderung einfällt. Zugleich wächst Ihr Zorn auf Bürger B., obwohl er Ihnen nur den Spiegel vorgehalten hat. Aber wie so oft wird der Überbringer schlechter Nachrichten mit dem Verursacher derselben gleichgesetzt. Als Herr C. dann doch seinem Unmut freien Lauf lassen will, versucht Herr L. seinen eigenen zu unterdrücken, um sich nach außen hin keine Blöße zu geben. Plötzlich fällt ihm aber ein Detail aus der Gesprächsführung von Bürger B. ein, mit dem er hofft, ihn vorführen zu können; als Genugtuung gewissermaßen:

Herr L.: Herr B., Sie sprachen sich so entschieden gegen den Gebrauch von Anglizismen aus, nicht wahr?

Bürger B.: Gegen den unangebrachten wie übertriebenen Gebrauch, um genau zu sein.

Herr L.: Gewiß. Aber doch wohl auch gegen den überflüssigen, oder irre ich mich?

Bürger B.: Nein, Sie irren sich nicht. Aber worauf wollen Sie hinaus?

Herr L.: Mir ist aufgefallen, daß Sie einige Male folgende Formulierung verwendeten: ‚Ich denke, daß ...‘. Ich weiß nicht, ob Sie es wissen, aber auch dies ist gewissermaßen eigentlich ein überflüssiger Anglizismus, da wir im Deutschen besser sagen: ‚Ich meine, daß ...‘ oder ‚Ich glaube, daß ...‘. So weit ich weiß, resultiert diese Formulierung aus schlechten Übersetzungen aus dem Englischen ins Deutsche, welche sich mittlerweile bei uns eingebürgert hat. Ich will damit zum Ausdruck bringen, daß Sie selber Ihrem Anspruch dann doch wohl nicht ganz gerecht geworden sind, nicht wahr?

Herr C. kann sich nun nicht mehr zurückhalten:

Herr C.: Ha! Da sehen Sie es! Klug daherschwätzen, aber dann selber den hehren Ansprüchen nicht gerecht werden!

Bürger B.: Wenn ich darüber nachdenke, haben Sie, Herr L., mit Ihrem Einwand wohl recht.

Herr C.: Zumindest geben Sie es zu. Also können wir Ihr ganzes Gerede wohl damit als erledigt betrachten.

Bürger B.: Nein, das nun wiederum nicht. Ganz im Gegenteil sogar. Dieses Beispiel stützt eher meine vorhergehende Argumentation.

Herr C.: Unsinn! Sie sind nur ein schlechter Verlierer. Aus der Nummer kommen Sie mir nicht mehr heraus.

Bürger B.: Warten wir es doch erst einmal ab. Es stimmt wohl, daß diese Formulierung aus eher mäßigen bis schlechten Übersetzung aus dem Englischen ins Deutsche stammt und sich hier stark eingebürgert hat, ohne daß es die meisten von uns gemerkt hätten, mich selbst eingeschlossen. Obwohl ich mich immer wieder gegen die unüberlegte, überflüssige oder gar schädliche Übernahme von Anglizismen wende und dies auch stichhaltig begründet habe, so können mir natürlich trotzdem manchmal auch selber solche Fehler passieren. Das ändert dann aber nichts an der Schlüssigkeit

meiner Argumentation. Ich versuche selbstverständlich den von mir aufgestellten Idealen gerecht zu werden, aber kein Mensch ist schließlich fehlerfrei. Wenn man Fehler begeht und dies merkt, so muß man sie nur unumwunden sich selbst und anderen gegenüber der Redlichkeit halber eingestehen. Und damit habe ich, wie Sie feststellen konnten, kein Problem. Ich gebe zu, daß ich mir bei der besagten Formulierung über deren Herkunft vorher keine hinreichenden Gedanken gemacht habe. Darüber hinaus wandte ich mich in unserem Gespräch ja auch keineswegs gegen jegliche Übernahme aus dem Englischen, ganz im Gegenteil. Ob die Formulierung ‚Ich denke, daß‘ anstellen von ‚Ich meine, daß?‘ eine Bereicherung darstellt, kann durchaus bezweifelt werden. Gerade an diesem Beispiel können Sie aber auch erkennen, daß ich mit meinen bisherigen Ausführungen in unserem Gespräch recht hatte. Denn es zeigt sich, wie selbst Menschen wie mir, die nun wirklich nicht für die unbegrenzte Flut überflüssiger Anglizismen Partei ergreifen oder auch nur dem Ganzen passiv, achselzuckend gegenüberstehen, Derartiges passieren kann. Meine Befürchtungen hinsichtlich des Zustandes und insbesondere der Zukunft unserer schönen Muttersprache werden durch meinen Lapsus geradezu bestätigt, wie Sie unschwer erkennen können.

Herr C. und Herr L. merken, daß Sie sich mit ihren vorschnellen Triumphgefühlen offensichtlich vollkommen getäuscht haben. Vor allem ärgert beide, wie bereitwillig Bürger B. eigene Fehler eingesteht. Dies entspricht so gar nicht ihrem Wesen, aber sie verdrängen es, vor allem sich selbst gegenüber. So kann aus Neid gegenüber einem aufrichtigen Menschen schnell Abneigung oder gar Haß werden. Dies wollen sie sich aber natürlich ebenfalls nicht eingestehen und schon gar nicht nach außen hin zeigen. Daher versucht Herr L. das Gespräch ohne allzu großen Gesichtsverlust zu beenden:

Herr L.: Wissen Sie, Herr B., ich bin der Meinung, daß wir unser Gespräch jetzt besser nicht weiter fortführen sollten. Herr C. und ich sehen die Dinge nun mal anders als Sie, und wir stehen damit offenkundig nicht allein in diesem Lande.

Herr C.: Genau, so ist es! Sie sprechen mir aus der Seele, Herr L.!

In diesem Augenblick tritt Ärztin K. ins Wartezimmer und wendet sich zunächst Herrn L. zu.

Ärztin K.: Herr L., ich habe Ihre Kräutermischung fertig gemacht. Sie müssen täglich zwei Aufgüsse davon trinken. Sie sollten sich zudem nicht so einseitig ernähren, damit schaden Sie sich auf Dauer zu sehr, und dann helfen auch meine Kräuter nicht mehr viel.

Herr L.: Vielen Dank für die Kräuter und Ihren Ratschlag. Ich werde mich bemühen, dies zu beherzigen.

Herr L. verabschiedet sich und verläßt die Praxis. Daraufhin bittet Ärztin K. Herrn C., sich ins Behandlungszimmer 2 zu begeben, da sie mit ihm noch etwas ausführlicher über seinen Gesundheitszustand sprechen möchte. Herr C. geht wortlos an Bürger B. vorbei in das ihm zugewiesene Zimmer. Daraufhin wendet sie sich an Bürger B.

Ärztin K.: Ich glaube, es ist besser, wenn wir uns heute Abend bei einem Tee in Ruhe unterhalten.

Bürger B.: Selbstverständlich. Ich komme gerne in drei Stunden nochmals wieder, wenn Sie mehr Zeit haben. Wäre es Ihnen recht so?

Ärztin K.: Es freut mich, daß Sie so verständnisvoll sind.

Bürger B. verabschiedet sich und verläßt daraufhin die Praxis.

2.3. Artikel aus den ‚Sprachnachrichten‘ des ‚Verein Deutsche Sprache e.V. (VDS)‘:

2.3.1. „Liebe Sprachfreunde“, von Walter Krämer, Bundesvorsitzender des VDS; Ausgaben Juni 2008, Nummer 38, Seite 2:

Liebe Sprachfreunde,
es wird Sommer und damit Zeit für die Wahl des Sprachpanschers des Jahres. Damit zeichnen wir unter großer Teilnahme der Medien seit zehn Jahren Personen aus, die in besonders augenfälliger Weise die deutsche Sprache mit Füßen treten. Auch in diesem Sommer haben wir wieder fünf würdige Kandidaten ausgesucht. Einer ist etwa Ann Kathrin Linsenhoff, die Vorsitzende der Deutschen Sporthilfe, die gerade in Berlin eine *Hall of Fame* für verdiente deutsche Sportler eingerichtet hat. Ein passender Sieger wäre auch Klaus Wowereit, der Regierende Bürgermeister dieser Stadt. Mit seinem Werbespruch *Be Berlin* hat er der ganzen Welt erneut gezeigt, was die Londoner *Times* schon vor 40 Jahren wußte: dass die Deutschen in ihrer typischen *linguistic submissiveness* (sprachliche Unterwürfigkeit) nicht in der Lage seien, eigene Werte und Traditionen in ihrer eigenen Sprache zu vermitteln. Wäre ein Spruch *Be Barcelona* denkbar? Oder *Be Beijing*? Natürlich nicht. In China oder Spanien würde man niemals so wie in Berlin Weltoffenheit mit Unterwürfigkeit verwechseln; da hat man noch Respekt vor der eigenen Heimat und Kultur. Auch die anderen Kandidaten hätten den Titel verdient. Bitte kreuzen Sie auf dem beiliegenden Stimmzettel Ihren Favoriten an, und schicken oder faxen Sie uns das Blatt bis zum 29. August zurück. Ein weiteres großes Ereignis des Jahres 2008 ist die Verleihung unseres Kulturpreises Deutsche Sprache – wie immer in der schönen Residenzstadt Kassel. Bitte merken Sie sich den 1. November schon einmal vor. Und dann will dieses Heft der Sprachnachrichten Ihren Blick auf einen Umstand lenken, der über den nur allzu berechtigten Klagen über die modische Verhuzung unserer schönen deutschen Sprache oft vergessen wird: dass die Sprache nicht nur ein Mittel der Verständigung und ein Kulturgut, sondern auch ein Produktionsfaktor ist, um mal einen Fachausdruck aus den Wirtschaftswissenschaften zu gebrauchen. Wie wir unsere Gedanken in Worte fassen, wie wir über Sprache mit unserer Umwelt in Verbindung treten, ist mehr als nur ein Pausenthema für Deutschlehrer; es geht viel mehr, als die meisten glauben, auch die Wissenschaft und die Wirtschaft an. Wenn deutsche Muttersprachler sich überreden lassen, in einer fremden Sprache zu verhandeln oder Wissenschaft zu treiben, bleiben sie wie ein rechtsfüßiger Mittelstürmer, den man zwingt, mit links zu schießen, allein schon deshalb oft nur zweiter Sieger. Nicht jeder beherrscht eine fremde Sprache so wie Marica Bodrožič. Auch in weiteren Ausgaben dieser Zeitung werden wir diesen oft vernachlässigten Aspekt der deutschen Sprachverleugnung zur Sprache bringen. Vorerst wünsche ich Ihnen viel Erbauung beim Lesen der aktuellen Ausgabe und eine sonnige und erholsame Sommerzeit.

Ihr
Walter Krämer

Die Störanfälligkeit wächst. Warum deutsche Wissenschaftler (meistens) schlechtes Englisch sprechen

Der Sachverhalt ist klar, die Argumente sind bekannt: Englisch steht unangefochten an der Spitze der Weltsprachen. Englisch genießt das höchste Prestige unter seinen Konkurrenten. Englisch zu lernen gilt als weltbürgerliche Pflicht. Englisch ist das erkorene Medium für grenzüberschreitende Kommunikation. Der Sprachwissenschaftler Claus Gnutzmann stellt fest: „Nie zuvor hat es in der Geschichte der Menschheit eine Sprache gegeben, die wie das Englische über eine solche Verbreitung verfügt, von so vielen Menschen gesprochen und in so vielfältigen Verwendungen gebraucht wird. Es gibt heute kein Land auf der Erde, in dem nicht mit Hilfe des Englischen kommuniziert wird, und es ist wohl kaum eine Situation denkbar, in der das Englische nicht auch als internationale Sprache gebraucht wird.“

Da in der heutigen Welt allenthalben der Internationalismus herrscht und die Wissenschaft einer seiner Motoren ist, folgt, dass Wissenschaftler, wollen sie auf internationalem Parkett bestehen, auf Englisch publizieren. Es folgt weiter, dass sie bei Kongressen Englisch parlieren und – wenn sie schon mal dabei sind – auch ihre Vorlesungen zuhause auf Englisch halten. All dies mit dem stillschweigenden Anspruch, dass sie das Medium in Wort und Schrift beherrschen. Denn: Englisch hat man zu können. „Punctum!“

Einem deutschen Wissenschaftler die Gewissensfrage zu stellen, ob er es *wirklich* kann, oder ihm gar die Kompetenz dafür abzusprechen, käme einer Majestätsbeleidigung gleich (obwohl es keinerlei empirische Belege zur Stützung des verbreiteten Anspruchs gibt). Nur wenige sind mit englischer Sprachkompetenz gesegnet. Bei Lichte besehen, psycholinguistisch betrachtet, basiert der Anspruch auf einer Unterstellung, die nicht realistisch ist. Es wird mit ungedeckten Schecks gehandelt. Gibt es in Deutschland zweifellos auch Wissenschaftler, die das Medium in Wort und Schrift beherrschen, da sie bilingual aufgewachsen sind oder Jahre im englischsprachigen Ausland tätig waren oder exzeptionell talentiert sind, so gilt dies für die Mehrheit nicht. Diese arbeitet eher mit der fehlerhaften Gleichung *Schulenglisch + Fachvokabular = Wissenschaftsenglisch*.

Weder sind sie mit englischer Sprachkompetenz als Gottesgabe gesegnet, noch sind sie in die fremde Sprache wirklich eingetaucht. Es sind eher gemeine Sterbliche, für die das Erlernen einer zweiten (und jeder weiteren) Sprache einen langwierigen, diffizilen, störanfälligen Prozess darstellt – ein Prozess, den sie nicht allein deshalb elegant meistern, weil sie Wissenschaftler sind. Für Linguisten, die sich mit Spracherwerbsproblemen befassen, liegen die Gründe klar zutage. Es sind im Wesentlichen drei:

1. Der größte Stolperstein auf dem Weg zu fremdsprachlicher Kompetenz ist die Interferenz. Sie bezeichnet das Phänomen, wonach ein mit der Muttersprache etabliertes, in den beiden Sprachzentren des Gehirns verankertes Sprachsystem die Tendenz hat, sich gegen ein neues, „fremdes“ System zu wehren. Die Subsysteme der Muttersprache (das phonologische, das semantische und morpho-syntaktische) streben infolge einer spezifischen neuronalen Vernetzung danach, sich gegen den „Eindringling“ zu behaupten. Man könnte diesbezüglich fast von psycholinguistischer Fremdenfeindlichkeit sprechen. Jedenfalls ist das Resultat ein Substitutionsdruck, den die alten auf die neuen Strukturen ausüben und den Spracherwerb stören. Auch wenn es den neuen Strukturen halbwegs gelingt, sich zu etablieren, schimmern (meist noch jahrelang) die alten Strukturen durch und verraten die Verknüpfungsregeln und Muster der ersten Sprache. Die Störungen sind für Sprachkundige als typische Fehler wahrnehmbar, die sich als Normverletzungen (stockender Sprachfluss, schlechte Aussprache, verunstaltete Grammatik und unidiomatischer Wortgebrauch) kundtun.
2. Ein weiteres Problem betrifft die vier unterschiedlichen Fertigkeiten im Sprachgebrauch: *hören* und *lesen* auf der einen (der passiven) Seite, gegenüber *sprechen* und *schreiben* auf der anderen (der aktiven) Seite. Unter Anglisten sind sie bekannt als „the four skills“. Die ersten beiden involvieren

die Rezeptivität des Sprechers, seine Dekodierfähigkeit, die zweite seine Produktivität, die Enkodierfähigkeit. Dabei ist klar, dass die rezeptiven Fertigkeiten, da sie gegebene fremde Leistungen verarbeiten, leichter zu erwerben sind als die produktiven, die Eigenleistungen erfordern. Englischsprachige Äußerungen aufzufassen und Fachtexte zu verstehen, bereitet deutschen Wissenschaftlern in der Regel denn auch kaum Schwierigkeiten; die Probleme tauchen bei der Enkodierung, dem eigenen Verbalisieren und Formulieren, auf. Denn der Wechsel verlangt einen qualitativen Sprung, der unterschiedliche neuronale Prozesse ins Spiel bringt und höhere Konzentrationsleistungen erfordert. Die Störanfälligkeit wächst, das Niveau sinkt. Hochkomplexe Sachverhalte lassen sich eben nicht gut in defizitäre Sprachstrukturen quetschen.

3. Zwischen den Zeichen einer Sprache und dem von ihnen Bezeichneten bestehen im Kopf eines Sprechers enge, relativ stabile Beziehungen kognitiver wie auch affektiver Art. Demzufolge bilden sich im Umgang mit der Muttersprache charakteristische Gewohnheiten (Habitualisierungen) aus, die nicht nur die rezeptiven und produktiven Fertigkeiten im engeren Sinne, sondern auch die Denkweisen im jeweiligen Weltbild im weiteren Sinne betreffen. Sprachliche Äußerungen haben Korrelate in der Weltsicht des Sprechers, bei Wissenschaftlern eben die spezifischen Inhalte und Strukturen ihres Faches. Die muttersprachlich eingefahrenen Denkgewohnheiten zu suspendieren und andere (vorübergehend) an ihre Stelle zu setzen, ist nicht „natürlich“. Denn das wissenschaftliche Weltbild ist ein stark sprachlich oder semiotisch vermitteltes Weltbild, das man ohne Qualitätsverlust nicht von der gewohnten Vermittlung abkoppeln kann. Hier können sprachpsychologische „Loyalitätskonflikte“ beim Wechsel von einem zum anderen Medium auftreten, die ebenfalls einer souveränen Sprachbeherrschung entgegenwirken. Dies sind die Ursachen jener „Unbeholfenheit“, welche die Autoren der „Sieben Thesen zur deutschen Sprache in der Wissenschaft“ beim Gebrauch von Englisch hierzulande kritisieren. Und dies ist der Hintergrund der spitzen Bemerkung von Ekkehard König: „The language of good science is bad English.“

Der Verfasser ist Professor für Amerikanistik i. R. an der Technischen Universität Braunschweig

Die Welt wird nicht verständlicher, wenn wir sie auf Englisch erklären.

Die Finanzwelt ist gänzlich aus den Fugen geraten, ihre Sprache ist Englisch: eine zufällige Übereinstimmung oder ursächliche Verknüpfung? Könnte es sein, daß Englisch unserer geistigen, ethischen und wirtschaftlichen Gesundheit schadet? Immerhin verdrängt Englisch, oder eine Variante davon, als Konzernsprache das Deutsche, und in der Wissenschaft sind die Messen bereits gesungen: Wessen Bericht nicht auf Englisch gedruckt wird, der gilt nichts. Armselige Gedanken gebären keine starke Sprache, und sprachliche Dürftigkeit behindert das Denken. Dennoch wird verbissen das Recht beansprucht, Englisch zu sprechen, sobald es wichtig wird. Dieser Krampf erstreckt sich von der kleinsten Fachhochschule zu den Eliteuniversitäten, von Greenpeace zum Auswärtigen Amt, vom Marketing zu den Ingenieuren. Welche Denkweise dem zugrunde liegt, beleuchtet ein Beitrag in der Financial Times. Da wird Porsche vorgeworfen, man entwickle seine Autos auf Deutsch, obwohl der wichtigste, der amerikanische Markt, Englisch spricht. Die Mühe zu erläutern, was das eine mit dem anderen zu tun habe, erspart sich das Blatt. Sicher kann man auf Englisch einen komplizierten Gedanken so gut führen wie in jeder anderen entwickelten Sprache. Ebenso stimmt, daß die glatte Beliebigkeit des Globalenglischen eine notwendige Eigenschaft der Weltsprache ist. Sie kommt teuer, denn im selben Maße fehlt der Weltsprache das Gegenteil, die kantige Gewissenhaftigkeit der deutschen Sprache. Zwei Drittel der Englischkundigen weltweit sind keine englischen Muttersprachler; was sie der Sprache antun, bleibt der deutschen erspart. Engländer gelangen dennoch zum selben Ergebnis wie Deutsche, denn ihnen stehen die Nuancen, Idiome, Analogien ihrer vertrauten Sprache zur Verfügung. Den Fremdsprachlern im Englischen, den Deutschen, fehlen sie. Die willkommene Glätte des Global englischen hat einen weiteren Nachteil: Sie verführt zum Mißbrauch. Wer in wohlklingenden Worten nichts sagen möchte, bleibt auf Englisch länger unertappt als auf Deutsch, da schaltet man nach wenigen Sätzen bereits ab. Auffällig hemmungslos gefällt sich die Finanzbranche in Formulierungen, die keiner verstehen soll. Ihre virtuelle Sprache bedeutet wenig, füllt aber den Äther mit einem Grundrauschen, das Dissonanzen unterdrückt, Komplexität verdrängt, Unterscheidungen in Grauzonen auf löst. Daran gewöhnt man sich, dem verfällt man wie einer Droge. Im Licht der Skandalwelle möchte man der Bankaufsicht raten, dieser Frage nachzugehen. Autofahren im Suff ist schließlich auch nicht erlaubt. Daß auch unter Gebildeten das Werbe- und Wirtschafts-Wischiwaschi nicht flächendeckend verpönt ist, haben die Universitäten mit zu verantworten. Sie setzen Maßstäbe, sie verlangen sogar, daß sich Akademie einer fremden Sprache bedient, noch dazu einer, die auf hohem Niveau besonders schwer zu beherrschen ist. Daran gestalten sie mit wie die Passagiere eines Zuges am Fahrplan. In ihren Berichten häufen sich sinnentstellende Fehler, und auf Symposien blamieren sie die Wissenschaft. Selbst an der Quelle dieses Übels, dem Druck zur Veröffentlichung in zitierfähigen, also englischen Publikationen, unterbleibt Kritik an der sprachlichen Dürftigkeit ihrer Produkte. Wissenschaftliches Niveau erreicht man so nicht.

Derart in die Irre geführt, finden die Absolventen in die Praxis hinaus. Ausgestattet mit einem höheren Globalesisch (aber minderen Englisch) bringen sie kaum den Mut auf, mit muttersprachlicher Denkschärfe so etwas wie die strukturierten Bankprodukte zu hinterfragen. Damit nichts schief geht, verharren sie in ihrem abgehobenen Jargon, der alle Zweifel vernebelt. Erkenntnistiefe wird ersetzt durch das Gruppenerlebnis, irgendwie *cool* und *sexy* unter Gleichgesinnten zu sein. Anzulasten wäre der englischen Sprache die Eignung für diesen Mumpitz nur, wenn Sprache ein lebendiger Organismus wäre, den man notfalls in Beugehaft nimmt. Aber Sprache bestraft man sowenig wie Kräuter im Garten.

Die Wissenschafts- wie auch die Wirtschaftssprache müssen der Zusammenarbeit dienen, der Fehlerkorrektur, der Verlässlichkeit, der Genauigkeit. Beide Begründungen, der Muttersprache ein fragwürdiges Englisch vorzuziehen, stammen aus der zweiten Reihe: Englisch sei zeitgemäß und Englisch sei schon da. Sie schmecken wie die Semmeln vom Vortag, sobald sich herumspricht, daß

sich alle Muttersprachler, bis auf die Angelsachsen, unter Wert verkaufen. Den Beweis, daß sich Deutsch als Wissenschaftssprache eignet, brauchen wir nicht zu führen. Auch die Wirtschaft hat das Makelzeichen *Made in Germany* zum Gütezeichen gewandelt, als Englischkenntnis noch nicht als Wettbewerbsvorteil galt. Verwenden wir daher unsere Muttersprache, beherzt und ohne Komplexe! Sie war auch die Sprache der Göttinger Professoren, zu deren Füßen alle Welt saß. Denken und arbeiten wir in Wissenschaft und Wirtschaft ausschließlich in der Muttersprache und lassen ihr Ergebnis dann ins Englische übertragen – von Experten, die der Sprache kundig sind! Das wird Dolmetscher und Übersetzer kosten, aber wir würden auch in China nicht ohne sie auftreten. Auf diesen scheinbaren Umweg zu verzichten, wäre noch teurer. Wir investieren in Dolmetscher und Übersetzer, um das Wissen, das in der Vielfalt der Muttersprachen steckt, zu nutzen und zu mehren. Wissen, das sonst verloren ginge. Der Verzicht darauf wäre kaum rückgängig zu machen. Ihn zu verhindern, zählt sicher mehr, als den Kollegen mit Englisch zu imponieren.

2.3.4. „Denglisch kostet bares Geld“, von Rainer Pogarell, Ausgabe Juni 2008, Nummer 38, Seite 17:

Auch wenn man sich über die vielen Anglizismen in der Sprache der Manager und Consulter ärgert, man sollte nicht vergessen, daß die meisten ein Produkt der puren Not sind. Ständig werden Führungskräfte und externe Berater genötigt, vollkommen neue und umwälzende Konzepte, Strategien und Produkte zu präsentieren.

Woher sollen sie diese aber nehmen? Von der bekannten Marketingagentur verlangt ein Weltkonzern, den Vertrieb von allen alten Zöpfen zu befreien und ein innovatives, noch nie da gewesenes Vertriebskonzept vorzulegen. Die Agentur grübelt lange und intensiv herum und kommt so auf folgende Neuerung: Jeder große Kunde bekommt einen einzigen Großkundenbetreuer zugewiesen, der sich um alle Belange des Abnehmers kümmert. Zudem soll es bei der Betreuung etwas lustiger zugehen. Dem Kunden werden künftig Karten für den örtlichen Bundesliga-Verein sowie Hubschrauberflüge angeboten. Kurz vor der Abgabe kommen die ersten Zweifel.

„Großkundenbetreuer“ hatte der Konzern bereits in den 60er-Jahren, bloß nannten sich diese damals „Hauptrepräsentanten“. Bundesliga-Karten gab es eigentlich auch schon immer, zudem nahm der Vertriebschef gerne einmal einen Großkunden in seinem Learjet mit. Also macht der Dienstleister aus der Not einige Anglizismen: *One face to the customer* heißt nun das Gesamtprojekt, die ehemaligen Kundenbetreuer bekommen jetzt den Titel *Key-Accounter*. Der lustige Teil des Programms heißt *Stop boring sales*, die Bundesliga-Besuche werden als *Soccer and wine* angeboten, weil es in der VIP-Lounge natürlich immer einen guten Tropfen gibt.

Der Konzern ist begeistert und läßt sofort sämtliche Visitenkarten seiner Repräsentanten neu drucken. Die Agentur ist zunächst noch etwas ängstlich. Man fürchtet die Entdeckung des nackten Kaisers. Doch die bleibt aus, der Trick hat funktioniert. Also tauft sie sich bei nächster Gelegenheit selbst um. Aus der „Agentur für Absatz und Werbung“ wird nun die *Sales promotion consulting*, die fortan die deutsche Wirtschaft mit englischen und denglischen Begriffen versorgt.

So oder sehr ähnlich dürften die meisten Anglizismen in die deutsche Wirtschaft gelangt sein.

Anders sind die meisten sprachlichen Eseleien einfach nicht zu erklären. Ob aus einer Firmenzentrale ein *Headquarter* wird, eine Weiterbildung sich nun *Academy* nennt, der Geschäftsbereich zu einer *Line of business* mutiert oder ob das Bestreben des Unternehmens auf *Customer satisfaction* und *Shareholder-Value* statt auf Kundenzufriedenheit und Gewinn gerichtet ist, rationale oder gar zwingende Gründe für die Umbenennung sind auch auf Nachfrage nicht zu ermitteln. Man hat nichts zu sagen, also sagt man es auf Englisch.

Allerdings ist die Zeit, in der jeder Anglizismus bedenkenlos und unübersetzt in der Wirtschaft begeistert aufgenommen wurde, vorbei. Möglicherweise sind dafür die verbesserten Englischkenntnisse der Manager verantwortlich. Man kann ihnen nicht mehr jeden Humbug verkaufen, wenn er nur englisch genug klingt. Dazu hat man ja auch ein sehr hohes Lehrgeld bezahlt, die Anglisierung hat sich für niemanden gelohnt.

Im Gegenteil, sie kostet. Gemeint sind keineswegs die Kosten für neue Firmenschilder und Visitenkarten. Gemeint ist der enorme Imageverlust, den deutsche Unternehmen mit englischen Namen und Produkten erleiden. Deutschland gehört zu den ganz großen Exportmächten der Welt, nicht selten belegt das Land sogar den ersten Platz. Wie ist das möglich? Ganz sicher sind für diesen Erfolg die unzähligen positiven Vorurteile verantwortlich, die man weltweit mit Deutschland verbindet.

Spitzentechnologie, Zuverlässigkeit und Solidität gehören zum Beispiel dazu, Vorurteile, die einen Konzern auch dann tragen können, wenn seine Technologie eine Weile nicht Spitze ist. Wie aber sollen sich diese Vorurteile entfalten, wenn dem ausländischen Betrachter überall englische Produktnamen und Abteilungsbezeichnungen begegnen? Ein richtig gutes Auto kommt für den Weltmarkt immer noch aus Deutschland, auch wenn eventuell andere Nationen schon gleichwertige oder bessere Fahrzeuge bauen. Ein deutscher Wagen vermittelt einfach ein besseres Gefühl. Dieses Gefühl wird aber angekratzt, wenn sich das Produkt aus Stuttgart oder München nicht deutschsprachig präsentiert.

Allein der sprachliche Ausrutscher der Daimler Benz AG, die ihre große Erfindung nicht „Prallkissen“, sondern *Airbag* nannte, dürfte die deutsche Automobilwirtschaft Milliarden gekostet haben, denn weltweit glaubt der Normalbürger, es handele sich um eine amerikanische Erfindung. *Airbag* war also ein ganz besonders teurer Anglizismus, aber letztlich trägt jede einzelne sprachliche Posse zur Imageverschlechterung bei.

Reiner Pogarell ist Leiter des Instituts für Betriebslinguistik in Paderborn.

2.3.5. „Für die Gleichstellung der deutschen Sprache in der EU“, von Gerd Schrammen, Ausgabe Juni 2008, Nummer 38, Seite 25:

Am 10. April überreichte Hessens Europaminister Volker Hoff dem EU-Sprachenkommissar Leonard Orban eine Erklärung zur Benachteiligung von Deutsch auf europäischer Ebene mit der Forderung, diese Benachteiligung zu beenden.

„Ich freue mich sehr darüber“, erklärte Hoff bei der Übergabe, „dass diese hessische Initiative mittlerweile von 18 europäischen Regionen und rund 50 Europaabgeordneten aus sechs verschiedenen EU-Mitgliedsstaaten getragen wird. EU-weit sprechen fast 100 Millionen Menschen Deutsch als Muttersprache; keine Sprache ist in der EU so weit verbreitet. Wenn es die Kommission also ernst meint mit ihren Plänen für ein ‚Europa der Bürger‘, dann darf sie die deutsche Sprache nicht weiter benachteiligen, indem sie beispielsweise Dokumente oder Internetseiten nur auf Englisch und Französisch, nicht aber auf Deutsch publiziert. Wenn sie wirklich will, dass die Bürgerinnen und Bürger aktiv am politischen Leben Europas teilnehmen und sich für die Ziele der EU engagieren, dann muss sie ihnen die nötigen Informationen auch in ihrer Sprache zur Verfügung stellen.“

Breite Unterstützung – auch von Nachbarländern

Neben Hessen haben die Bundesländer Bayern, Saarland, Sachsen und Sachsen-Anhalt sowie die Freie und Hansestadt Hamburg die Erklärung unterzeichnet. Ferner die österreichischen Länder Burgenland, Kärnten, Niederösterreich, Oberösterreich, Salzburg, Steiermark, Tirol und Vorarlberg. Auch die Autonome Provinz Bozen-Südtirol in Italien, die Deutschsprachige Gemeinschaft Belgiens, die rumänischen Kreise Hermannstadt/Sibiu und Timis sowie rund 50 Mitglieder der Fraktionen der Christdemokraten, Sozialdemokraten, Liberalen und Grünen im Europäischen Parlament setzten ihre Unterschrift unter das Dokument.

Volker Hoff betonte und zeigte sich erfreut darüber, dass seine Aktion nicht nur von deutschen Politikern ausgehe. Vielmehr werde die Forderung nach mehr Deutsch in der EU zum ersten Mal auch von ausländischen Politikern und Institutionen unterstützt. Hinter der Forderung nach Gleichberechtigung für Deutsch neben Englisch und Französisch stehen Bundestagspräsident Norbert Lammert (CDU) und Außenminister Frank-Walter Steinmeier (SPD). Zustimmung findet sie auch bei einer größeren Zahl von Europapolitikern wie Michael Gahler, Ingeborg Gräse, Andreas Krautscheid, Wolf Klinz und anderen. Außerhalb der Politik begrüßte der Vorsitzende der Gesellschaft für deutsche Sprache, Rudolf Hoberg, die Initiative. Clemens-August Krapp, Bundesvorsitzender des Verbandes der Katholiken in Wirtschaft und Verwaltung, zeigte sich ebenfalls zufrieden. „Wer die Sprachenvielfalt ignoriert, grenzt aus und benachteiligt“, sagte er.

Bayern stößt nach: 5-Punkte Programm

Anfang Mai hat der CSU-Politiker und bayrische Europaminister Markus Söder eine weitere Lanze für mehr Deutsch in der EU gebrochen: „Wir erwarten vom nächsten Präsidenten der EU-Kommission, dass er sich um die deutsche Sprache in der EU genauso kümmert, wie um CO₂-Grenzwerte,“ erklärte er in einem Interview mit der *Welt*.

Söder kündigte an, ein 5-Punkte-Programm zur Stärkung des Deutschen vorzulegen. Eine seiner Forderungen: Alle Beamten müssen spätestens nach der ersten Beförderung in allen drei Amtssprachen arbeitsfähig sein – also auch in Deutsch.

Der Minister verwies auf die bekannten wirtschaftlichen Nachteile für deutsche Unternehmen und forderte sprachliche Chancengleichheit. In Osteuropa sei Deutsch die Fremdsprache Nummer zwei. Dieser Vorteil ginge der deutschen Wirtschaft verloren, wenn die deutsche Sprache in der EU hintangesetzt wird.

Wie andere vor ihm ermahnte auch Söder die deutschsprachigen Vertreter in der EU, sie sollten selbst mehr Deutsch sprechen.

Nicht hinnehmbare Benachteiligung

Mit seinen 100 Millionen Sprechern liegt Deutsch als Muttersprache in Europa weit vor Englisch und Französisch und als Fremdsprache hinter Englisch an zweiter Stelle. Die Aufwertung von Deutsch als EU-Sprache ist deshalb eine Selbstverständlichkeit, die eigentlich keine weiteren Begründungen braucht. Ganz zu schweigen davon, dass Deutschland als der größte Nettozahler das meiste Geld in den EU-Haushalt einbringt. Hoff erinnerte jedoch daran: „Wir müssen, was die deutsche Sprache betrifft, selbstbewusster auftreten.“ Die Unterstellung von Deutschtümelei wies er zurück.

Mehr deutsche Sprache in der EU bedeutet mehr sprachliche und kulturelle Vielfalt. Auch mehr Bürgernähe für alle, die Deutsch sprechen. Und weniger Benachteiligung bei Ausschreibungen oder Anträgen auf Fördergelder. Vor allem mittelständische deutsche Unternehmen sind da im Hintertreffen, wenn die maßgeblichen Texte nicht auf Deutsch, sondern nur in einer fremden Sprache vorliegen. Bei Hilfsprogrammen für die dritte Welt haben die Firmen oder Verbände lediglich die Wahl zwischen Englisch, Französisch, Portugiesisch und Spanisch – „vier Kolonialsprachen“, wie MdEP Michael Gahler es nannte.

Die Stellung der deutschen Sprache innerhalb der EU – linguistisch: ihr *Status* – entspricht nicht ihrer tatsächlichen Bedeutung. Aber Sprachenkommissar Leonard Orban, ein Ingenieur aus Rumänien, ist auf diesem Ohr taub. „Wir sehen nicht, dass Deutsch in irgendeiner Form diskriminiert wird,“ sagte er zu der Erklärung, die Volker Hoff ihm übergeben hatte. Er unterschlägt dabei, dass lediglich die allerwichtigsten Dokumente der europäischen Politik ins Deutsche übersetzt werden. Alles andere gibt es nur in englischer oder französischer Fassung.

Orban ist EU-Kommissar für Sprachenvielfalt. Er erklärt gern, dass die Bürger Europas neben ihrer Muttersprache noch zwei fremde sprechen sollten. Das ist in Ordnung. Wieso er jedoch die Diskriminierung der deutschen Sprache in der EU leugnet, bleibt sein Geheimnis.

2.3.6. „Deutsch ins Grundgesetz“, von Walter Krämer, Bundesvorsitzender des VDS, Ausgabe Oktober 2008, Nummer 39, Titelseite:

Unser Grundgesetz schützt viele Dinge, die uns wichtig sind: die Ehe, die Familie, die Unverletzlichkeit der Wohnung, die Presse- und Versammlungsfreiheit. Oder es klärt Streitfälle: Die Bundeshauptstadt ist Berlin, die Bundesflagge hat die Farben schwarz/rot/gold. Warum dann nicht auch ein Zusatz ins Grundgesetz: Die Sprache der Bundesrepublik Deutschland ist Deutsch? Die Standard-Antwort der politisch Korrekten hierzulande ist: Selbstverständlichkeiten bedürfen keiner Gesetze. Dann wäre also der Schutz von Ehe und Familie nicht selbstverständlich? Anderswo sieht man das anders. Insgesamt siebzehn der siebenundzwanzig EU-Mitgliedstaaten haben in ihrer Verfassung einen Passus zur Landessprache. Und viele der anderen, die noch keinen haben, denken darüber nach. In Österreich, in Liechtenstein und in der Schweiz hat Deutsch als Landessprache Verfassungsrang. Nur in Deutschland selber nicht.

Im Juli dieses Jahres hat daher der Verein Deutsche Sprache gemeinsam mit dem Verein für deutsche Kulturbeziehungen im Ausland, eine Initiative gestartet, diesen Passus in das Grundgesetz aufzunehmen. Viele Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens, auch viele Politiker von links bis rechts, unterstützen das Bestreben.

Dann wäre es vielleicht nicht mehr ohne Weiteres möglich, dass Arbeitnehmer in Deutschland gegen ihren Willen gezwungen werden können, mit ihren Arbeitskollegen Englisch zu reden, oder Studierende an deutschen Hochschulen mit englischsprachigen Vorlesungen zwangsgefüttert werden. „Sie werden verstehen,“ schreiben Physik-Studenten einer großen deutschen Universität in einem Hilferuf an den VDS, „dass wir es für didaktisch sehr ungeschickt halten, fachlich komplizierte Inhalte an einer deutschen Universität vor größtenteils deutschem Publikum von deutschen Dozenten in einer Fremdsprache vermitteln lassen zu wollen, zumal es mit den sprachlichen Fähigkeiten vieler Naturwissenschaftler bereits im Deutschen nicht zum besten steht.“ An dieser Fakultät werden die Vorlesungen in dem neuen Master-Studiengang Physik ausschließlich in Englisch angeboten, gegen den ausdrücklichen Willen der Studierenden. „Unsere traditionsreiche Universität, einst Hort humboldtschen Geistes und umfassender Menschenbildung, droht unter dem Diktat destruktiver Zeitgeistknechte zu einer geistig verflachten, ökonomisierten anglierten Humankapitalfabrik degradiert zu werden,“ schreiben sie. „Wir haben alle uns selbst zu Gebote stehenden Mittel ausgeschöpft, ohne dass uns Gehör geschenkt wurde.“

Vielleicht hätten sie Gehör gefunden, wäre Deutsch als Landessprache auch im Grundgesetz verankert?

Die letzte der 52 Änderungen des Grundgesetzes gab es am 28. August 2006: die sogenannte „Föderalismusreform“. Sie erklärte die soziale Wohnraumförderung, den Strafvollzug und den Ladenschluss zur Ländersache, reduzierte dafür aber die Zahl der Bundesgesetze, die der Zustimmung des Bundesrates bedürfen, und erklärte die Atomenergie, die Terrorabwehr, das Meldewesen und den Schutz deutschen Kulturgutes gegen Abwanderung ins Ausland zur Bundessache.

Dass deutsche Kulturgüter nicht ins Ausland abwandern, ist unseren Parlamentariern also eine Änderung des Grundgesetzes wert. Dass unser höchstes Kulturgut überhaupt, die deutsche Sprache, nicht im Inland ausgehungert wird, sollte ihnen nicht weniger bedeutsam sein.

Liebe Sprachfreunde,

in diesem Sommer haben Sie mit großem Abstand Klaus Wowereit, den Regierenden Bürgermeister von Berlin, zum Sprachpanscher des Jahres 2008 gewählt. Und das zu Recht. Wowereit steht einer Kommune vor, die im Ausland damit wirbt – und sich nicht etwa dafür schämt – die am meisten amerikanisierte Stadt Deutschlands zu sein, und da ist es nur folgerichtig, dass der neue Werbespruch für unsere Hauptstadt – be Berlin! - auch amerikanisch ist. Warum beantragt Wowereit nicht gleich die Aufnahme Berlins als 52. amerikanischer Bundesstaat?

Diese galoppierende Amerikanisierung unserer Sprache und Kultur zeigt sich auch in der Zweitplatzierten unseres Wettbewerbs, der Vorsitzenden der Stiftung Deutsche Sporthilfe, Karin Linsenhoff. Um verdiente deutsche Sportler auszuzeichnen, fiel dieser ehrenwerten Gesellschaft nichts besseres ein, als auch im Namen eine Einrichtung zu kopieren, die es seit 1901 im amerikanischen New York für verdiente US-Bürger und in anderen amerikanischen Städten speziell für Sportler gibt, die sogenannte „Hall of Fame“. Jetzt müssen wir nur noch darauf warten, dass dort ein Denkmal von Francis Beckenbauer steht.

Und wenn schon, höre ich jetzt wieder die Abwieglerfraktion: Das ist vielleicht hässlich oder ärgerlich, aber wir haben ja weiß Gott in Deutschland größere Probleme.

Falsch. Genau dieses mangelnde Selbstvertrauen, der verbreitete Irrglaube, am amerikanischen Wesen werde die Welt genesen, ist eines unserer größten Probleme, ist vielleicht unser größter Standortnachteil in Deutschland überhaupt. Durch das gedankenlose Nachäffen angelsächsischer Sitten und Gebräuche ruinieren wir das deutsche Hochschulwesen, das gerade die humboldtschen Ideale und den weltweit respektierten deutschen Diplomingenieur zugunsten billiger Micky-Maus-Grade über Bord geworfen hat, und die deutsche Wirtschaft gleichermaßen. So wage ich etwa zu behaupten, dass ein großer Teil der über 30 Milliarden Euro, die Daimler-Chrysler seit der Abschaffung von Deutsch und der Einführung von Englisch als Firmensprache in den Sand gesetzt hat – das ist mehr als das jährliche Sozialprodukt von Luxemburg – auf eben diese Firmensprache zurückzuführen ist. In der Sprache BSE (*Bad Simple Englisch*) kann man weder klare noch innovative Gedanken fassen, indem wir uns diese moderne Billigsprache überstülpen lassen, werden wir zu Sklaven einer angelsächsischen Denkweise und Weltansicht und geben unsere eigenen komparativen Vorteile, die wir in Deutschland immer noch besitzen, ohne Gegenleistung und unter großen Kosten auf.

In Amerika sagt man dazu auch *Stupid German Money*. Hier findet eine beträchtliche transatlantische Vermögensübertragung statt, und zwar von Ost nach West. Jetzt könnte man sagen: Gut, wir zahlen nur den Marshall-Plan zurück, aber ich persönlich hätte das Geld doch lieber hier bei uns.

Und wenn Sie bis jetzt immer noch nicht wussten, warum die deutsche Sprache ins Grundgesetz gehört – jetzt hätten Sie ein Argument.

Mit nachdenklichen Grüßen,
Ihr Walter Krämer

2.3.8. „Anpassung als Identitätsverlust“, von Walter Krämer, Bundesvorsitzender des VDS, Aushabe Dezember 2008, Nummer 40, Seite 12:

Ein wichtiger Kollateralschaden des Bologna-Prozesses wird gern übersehen: Der Untergang von Deutsch als Wissenschaftssprache. Ginge es nach dem Willen deutscher Kultusbürokraten, fänden akademische Lehre und Forschung in Deutschland bald nur noch auf Englisch statt. Auch viele Hochschullehrer glauben, dass man Spitzenwissenschaft heute nur noch auf Englisch betreiben könne oder solle. „Professoren muss es an deutschen Hochschulen freigestellt sein, in Englisch zu unterrichten. In jedem Fach sollte es (mit sinnvollen Ausnahmen, zum Beispiel Literatur- / Sprachwissenschaften) einen durchgängig englischen Lehrplan geben. Deutschland profitiert vom Input der weltweit besten Studenten, die zudem ihr Leben lang Deutschland verbunden bleiben.“

Das fordern etwa 76 deutsche Auslandswissenschaftler schon 2005 in dem Magazin Karriere. Nun ist hier vorsichtig noch von „freigestellt“ die Rede. Aber es ist klar, dass daraus bald eine Verpflichtung zu werden habe.

Diese Kollegen irren. Richtig ist: **Deutsch als internationale Wissenschaftssprache hat in den meisten Fächern keine Zukunft.** Die Zeiten, da japanische Mediziner ihre Dissertationen auf Deutsch publizierten oder Russen und Franzosen auf Mathematikerkongressen Deutsch miteinander redeten, sind vorbei. Daraus folgt aber keinesfalls, dass Spitzenforschung ausschließlich in englischer Sprache betrieben werden müsse. Denn diese Befürworter des Englischen als alleiniger Wissenschaftssprache verwechseln die Rolle von Deutsch als internationaler mit der als nationaler Wissenschaftssprache, als Medium, in dem Forscher denken, grübeln, Ideen entwickeln, Hypothesen formulieren, Querverbindungen herstellen, Gedankenblitze zünden lassen. Es geht hier um das Werkzeug, den Geburtshelfer, der Theorien und Ideen überhaupt erlaubt, das Chaos unserer Gehirnzellen in Richtung Umwelt zu verlassen. Und hier richtet die moderne Ersatz-Wissenschaftssprache „Simpel-Englisch“ riesengroßen Schaden an.

Ich empfehle allen Kollegen, die auf internationalen Konferenzen auf Englisch daherstottern müssen und allein schon deshalb allen englischen Muttersprachlern immer unterlegen sind, die Lektüre des zeitlosen Aufsatzes „Über die allmähliche Verfertigung der Gedanken beim Reden“ von Heinrich von Kleist: „Wenn du etwas wissen willst“, fängt dieser Aufsatz an, „und es durch Meditation nicht finden kannst, so rate ich dir, mein lieber, sinnreicher Freund, mit dem nächsten Bekannten, der dir aufstößt, darüber zu sprechen.“ Denn durch das Sprechen, so Kleist, werden unsere Gehirnzellen quasi aufgemischt, beflügelt, zu Höchstleistungen angetrieben – das Sprechen als Türöffner für das Denken. „Der Franzose sagt: *l'appétit vient en mangeant*, und dieser Erfahrungssatz bleibt wahr, wenn man ihn parodiert, und sagt, *l'idée vient en parlant*.“

Sprache, so würde Kleist vermutlich heute formulieren, ist nämlich mehr als eine Benutzeroberfläche, mit der unser Denken mit der Umwelt in Verbindung tritt, Sprache ist einer der Motoren dieses Denkens selbst. Wenn man aber nicht nur das Vermitteln, sondern auch das Entstehen von Gedanken einer Pidgin-Sprache überantwortet, ähnlich der, die vielen deutschen Wissenschaftlern heute zum Erfassen unserer Welt als ausreichend erscheint, ist hochkarätige Forschung nicht mehr möglich. „Jeder Mensch denkt in seiner eigenen Sprache mit den ihr eigenen Nuancen“, so der weltweit wohl bekannteste Computerexperte, Joseph Weizenbaum vom MIT (Massachusetts Institute of Technology). „Die Sucht vieler Deutscher nach englischen Sprachbrocken erzeugt dagegen Spracharmut, Sprachgulasch. Ideen können so nicht entstehen.“ Man kann also das Hauptargument der Befürworter des Englischen als allgemeiner und alleiniger Wissenschaftssprache auch in den Ländern außerhalb des englischen Sprachgebietes geradezu umkehren, die meinen, erst müsse die deutsche Wissenschaft besser werden, dann ginge es auch der deutschen Sprache besser. In Wahrheit verhält es sich genau umgekehrt: Erst muss die deutsche Sprache besser werden, erst müssen wir wieder üben, überhaupt kreativ und innovativ zu denken, dann steigt auch die Qualität der deutschen Wissenschaft. Denn kreatives Denken, um das nochmals zu betonen, gelingt den meisten Menschen nur in ihrer Muttersprache, und wenn diese Muttersprache ganze Lebens- und Wissensbereiche aus dem Weltbild ausblendet, ist in dieser Muttersprache eben kein

Erfassen dieser Welt mehr möglich.

Wenn man dann eine Erkenntnis in der Muttersprache geboren hat, spricht nichts dagegen, ja ist es sogar angezeigt, sie dem weltweiten Publikum in einer wie auch immer gewählten lingua franca mitzuteilen, wie das unseren französischen Freunden seit langem mit viel Erfolg gelingt, zumindest in den Fächern, die ich selbst verfolge. Denn ökonomische und ökonometrische Forschung findet in Frankreich auf Französisch statt. Die Terminologie ist umfassend und reich, fördert kreatives Denken und lässt unsere französischen Kollegen nahezu alles, was sie denken können oder wollen, zunächst einmal auf Französisch denken. Und erst dann wird das Ergebnis auf die bekannte etwas holprige Art und Weise ins Englische übertragen und einem weltweiten Publikum bekannt gemacht. Und das mit großem Erfolg. Laut Zählung von 2006 (siehe „Report of the Secretary“, *Econometrica* 75, 2007, S. 291–297) hat die Econometric Society 186 Mitglieder in Frankreich, davon 30 „Fellows“. Das sind durch herausragende wissenschaftliche Leistungen aufgefallene Mitglieder, die per Zuwahl in diesen erlesenen Kreis der führenden Ökonomen dieser Erde aufgenommen werden. In Deutschland gibt es 380 Mitglieder, aber nur 9 Fellows. Ich lese das so, dass die Deutschen zwar fleißiger sind, aber weniger Spitzenforschung produzieren und dass die von Weizenbaum so genannte „Sucht vieler Deutscher nach englischen Sprachbrocken“ einer kreativen Wissenschaft im Wege steht. Und in der Tat: Wenn man sich das oft unverdauliche Kauderwelsch anhört, mit dem sich manche Kollegen etwa auf der Jahrestagung des Vereins für Socialpolitik verständigen zu müssen glauben, fällt es nicht leicht, dahinter irgendwelche nennenswerten Beiträge zur Forschung zu vermuten.

„Sprachlichkeit ist Teil des Wissensgeschehens selbst, und der Sprache kommt eine eigenständige gnoseologische Funktion bei der Wissensgewinnung zu“, schreibt Konrad Ehlich, der Vorsitzende des Deutschen Germanistenverbandes, in einem Aufsatz „Deutsch als Wissenschaftssprache für das 21. Jahrhundert“. Deshalb, und nicht weil die deutsche Sprache per se so erhaltens- und bewundernswürdig wäre (was zutreffen mag oder auch nicht, mein Argument aber nicht berührt), ist eine flexible, geschmeidige, anpassungsfähige und innovative Muttersprache für kreative Forschung unerlässlich. Nicht umsonst fiel die Explosion der wissenschaftlichen Erkenntnis nach der Renaissance mit dem Niedergang des Lateinischen als nationaler Denksprache zusammen. Galileo dachte italienisch, Kepler oder Leibniz deutsch, und Newton vermutlich englisch. Erst das Ergebnis ihres Denkens publizierten dann alle auf Latein.

Deshalb geht auch das oft gehörte Argument, muttersprachliche Fachsprachen wären für Nichtfachleute unverständlich und deshalb könne man auch gleich in einer fremden Sprache Wissenschaft betreiben, am eigentlichen Problem vorbei. Denn mit dem Funktionieren der Denkfabrik „Gehirn“ hat das alles nichts zu tun. **Es geht nicht allein und noch nicht einmal in erster Linie darum, dass das breite Publikum eine Idee versteht, sondern darum, dass der Ideenproduzent sie selbst versteht.** Und das ist eben in einer Pidgin-Sprache namens BSE nur sehr schwer möglich.

Das Vordringen von Englisch im internen deutschen Wissenschaftsbetrieb ist also keine Hilfe, sondern eine Bremse für den wissenschaftlichen Fortschritt hierzulande. Wir zementieren damit die Zweitklassigkeit der deutschen Forschung auf allen Gebieten und machen uns auf ewig zu Anhängseln und Sklaven eines fremden, amerikanisch dominierten internationalen Kommunikations- und Wertesystems, wir machen uns zu Bürgern zweiter Klasse in unserem eigenen Wissenschaftsbetrieb.

2.4. Weitere Beiträge zum Thema:

2.4.1. Der ‚Pageturner‘:

Ein Schüler zeigt mir sein neues Buch. „Das ist echt total spannend“, meint er. Ich bin verwundert, als ich den Klappentext lese. „Ein actionreicher Pageturner mit Titanic-Feeling – Spannung pur.“ steht dort. (Im folgenden findet sich ein Link zum Presstext des Buchs, wo auch vom Pageturner die Rede ist: http://www.dtv.de/_pdf/waschzettel/71303.pdf). Der Verlag empfiehlt seinen „Pageturner“ Lesern ab 14 Jahren. Ich frage mich, ob diese Klientel weiß, was unter einem „Pageturner“ zu verstehen sei.

Um der Frage nachzugehen, starte ich eine kleine Umfrage. Ich zeige Schülern im Alter zwischen 14 und 18 Jahren Titelbild und Umschlagseite des besagten Buchs und frage, ob sie wüssten, was man unter einem „Pageturner“ verstehe. Ein Schüler findet nach einigem Überlegen die richtige Antwort. Alle anderen können mit dem Begriff jedoch gar nichts anfangen. Ich versuche zu helfen, indem ich empfehle, den Begriff zu übersetzen. Schlagen die Schüler „Seitendreher“ oder „Seitenumwandler“ vor, gebe ich einen weiteren Hinweis. Im Englischen sage man „to turn over“ zum Umblättern von Buchseiten. Da sich „Pageturner“ auf ein Buch beziehe, wäre die wortwörtliche Übersetzung also das ziemlich seltsam klingende deutsche Wort „Seitenumblätterer“. Darunter können sich viele wieder gar nichts vorstellen. Einige glauben jedoch, es sei damit ein derart langweiliges Buch gemeint, dass man die Seiten so schnell wie möglich umblättern wolle. Ich dehne die Umfrage auf Lehrkräfte aus. Hier bekomme ich folgende Angebote: Der Inhalt dieses Buchs sei wahrscheinlich „anturnend“. Andere wiederholen die Schülermeinung, es handle sich um ein Buch, das man nur oberflächlich lesen und durchblättern müsse. Einige kennen das Wort zwar nicht, können sich aber seine richtige Bedeutung herleiten. Der Begriff wird im Englischen für ein spannendes Buch verwendet. Dieses Buch wird von seinen Lesern derart verschlungen, dass man seine Seiten aufgrund des schnellen Leseflusses ständig umblättert.

Aber wie kam der Begriff bei vielen deutschsprachigen Lesern an? Nicht als so spannend, dass man beim Lesen schnell umblättern muss, sondern als so langweilig, dass man das Buch nur überfliegt – so verstanden nicht wenige Schüler und Lehrkräfte den „Pageturner“. Außer der Bedeutung wollte ich von den Befragten noch wissen, ob sie den Begriff „Pageturner“ als Werbung für dieses Buch geeignet fänden. Keiner der Befragten hielt den Begriff für geeignet. Alle, selbst diejenigen, die ihn sinngemäß übersetzt hatten, begründeten ihre Ablehnung damit, dass die Zielgruppe „Pageturner“ entweder gar nicht verstehen oder missverstehen könne. Selbst der Autor dieses Blogs <http://immernurnoergeln.wordpress.com/about/>, der den Anliegen des VDS (www.vds-ev.de) sehr kritisch gegenübersteht, sprach sich aus den oben genannten Gründen gegen die Verwendung des Anglizismus „Pageturner“ aus.

Von Julia Dorndorf

2.4.2: ‚Kaffee to go‘:

Mittlerweile sieht man es fast überall: Kaffee to go. Natürlich gibt es auch andere Sachen die „to go“ sind. Aber was denkt wohl ein Muttersprachler des Englischen, wenn er so einen Hinweis sieht? Wahrscheinlich wird er nicht wissen, was das sein soll, denn etwas „zum Mitnehmen“ heißt im Englischen „to take away“. Eine weitere skurrile Schöpfung ist „Back-Factory“. Mir ist schleierhaft, was sich der Gründer des Unternehmens bei der Namensgebung gedacht hat. Vermutlich gar nichts. Der englische Begriff „back“ heißt zu deutsch „Rücken“ und eine „Rückenfabrik“ würde ich nun wirklich nicht mit Backwaren assoziieren wollen. Leider wird man diese pseudo-englischen Ausdrücke aus unserem Alltag wohl nicht mehr wieder verschwinden sehen. Ich hoffe aber, dass in Zukunft nicht noch mehr solcher merkwürdigen Schöpfungen entstehen.

Von Julia Dorndorf